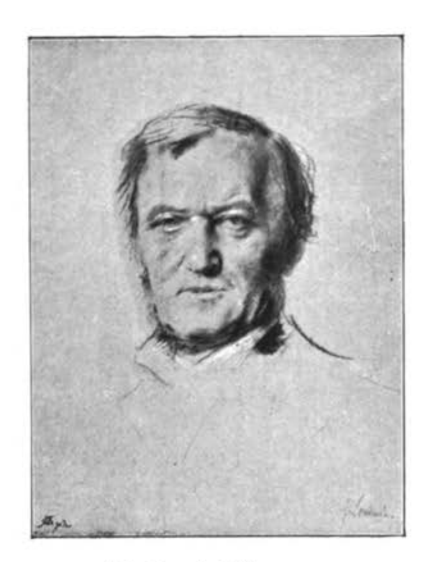


Richard Wagner.

(Verkleinerte Reproduktion des Lenbach'schen Wagner-Portraits aus Houston Stewart Chamberlain, Richard Wagner, mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. A. Bruckmann, A. G., München.)

„Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Uebermensch, — ein Seil über einem Abgrunde. Ein gefährliches Hinüber, ein gefährliches Auf-dem-Wege, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben. Was gross ist am Menschen, das ist, dass er eine Brücke und kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, dass er ein Uebergang und ein Untergang ist . . . . . . Ich liebe alle Die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt; sie verkündigen, dass der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zu Grunde."

Nietzsche, Zarathustra.

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!" *)

(Kapitel I: Die Grundidee der Dichtung.)

Wagner spricht von seiner Dichtung des Ringes als einer Darstellung des Liedes von der Welt [1]) als einer Darstellung des Weltschicksalsgewebes [2]), des ganzen Weltverhältnisses, sodass uns zunächst der Nachweis über die Berechtigung dieser Behauptung beschäftigen soll. Nach der Vorstellung der Menschheit hebt das Lied von der Welt an: „Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser [3]). Oder auch nach den ältesten Ueberbleibseln der Poesie unserer Rasse „den Hymnen der Rig-Veda" nach jenem berühmten und erhabenen Hymnus „Und es war das Nichts die Fessel des Seins" [4]). Es ging also allem die wüste [5]) Leere voraus!

Diese allererste Periode der Weltgeschichte lässt sich gedanklich kaum vorstellen, doch im Gefühle kann sie sich auch heute

*) L. = Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, Lpzg. 1900 2 Bde. — Die römischen Zahlen (z. B. X) mit darauffolgender arabischer Ziffer sind Hinweise auf gesamm. Schriften und Dichtungen von Richard Wagner, Lpzg. 1871 bis 1880. — M. W. = M. Wirth, die Entdeckung des Rheingolds aus seinen wahren Dekorationen, Lpzg. 1896. — H. H. = H. Herrig, gesamm. Aufsätze von Schopenhauer, Lpzg., Reclam. No. 3187. — R. P. = R. Pohl, R. Wagner, Studien u. Kritiken, Lpzg. 1883. — A. S. = A. Schwegler, Geschichte der Philosophie, Lpzg., Reclam. — W. G. = W. Golther, die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung R. Wagners, Charlottenburg 1902. — E. M. = E. Meinck, die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung R. Wagners, Berlin 1892. — A. Sch. = A. Schopenhauer, sämtl. Werke in 6 Bdn. herausgegeben v. E. Grisebach, Lpzg., Reclam. — Bayr. Bl. = Bayreuther Blätter, redigiert von H. v. Wolzogen, Bayreuth. - R. = Wagner, Briefe an Röckel, Lpzg. 1894.

[1]) L; II, 42. — [2]) X; 156. — [3]) Moses I; 1, 2. — [4]) H. H. 35. —

[5]) „wüst" ist hier im Sinne von „öde" gebraucht.

noch mit elementarer Wucht und vernichtender Gewalt Geltung verschaffen. Es ist jene Stimmung, in welcher uns alles öde und leer, das ganze Leben hohl und schal dünkt, sodass wir, um uns vor der Verzweiflung zu retten, nur ein Sehnen haben, dem Leben wieder einen Inhalt zu geben. Mit der Schilderung dieser Stimmung beginnt die Instrumentaleinleitung des Vorabends des „Rheingold", welche vor unserem inneren Auge jene ungeheure, finstere Leere auftut [1]). Als der Vorhang sich später hebt, wird uns dieses Erheben der Welt aus dem Grunde des Nichts szenisch dadurch angedeutet, dass Wagner ausdrücklich bemerkt: „Nach der Tiefe zu lösen sich die Fluten in einen immer feineren, feuchten Nebel auf, sodass der Raum der Manneshöhe vom Boden auf gänzlich frei von Wasser zu sein scheint [2]). Also auch auf dem tiefuntersten Grunde des Rheines öde, wüste, traurige Leere, über welcher sich die wolkigen Fluten nur allmählich von Aether zu Nebel und von Nebel zu Wasser verdichten dürfen.

Nachdem aber erst einmal in der Instrumentaleinleitung der Anfang gegeben ist, bricht alsbald ein ganzer Werdestrom aus dem bodenlosen Grunde hervor [3]), und wir treten in jene Periode ein, wo wilde ungeheure Kräfte chaotisch durcheinanderfluten. Aus dem Grunde, wo selbst die Sehkraft ihre Grenzen findet, ist ein Bild vor uns aufgestiegen, wie wenn der Blick auf einem gewaltigen, nächtigen Meere ruht. Ungeheure Wellen schwellen furchtbar an, laufen dahin und tauchen wieder in das Bodenlose hinab, aber allenthalben ist das Bild dieses Chaos aufgewühlt, denn wo eine Welle dahinsinkt, hebt eine neue sich auf, um den Kampf für das Dasein wieder aufzunehmen. Doch allmählich scheint sich der gigantische Kampf zu klären, und gewisse Daseinsprinzipien scheinen sich aus diesem Abgrunde des Aufruhrs klarer und immer klarer herauszulösen. „Der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser!" In den tiefsten Bässen, dunkel und unbestimmt beginnend, werden die musikalischen Figuren nach und nach immer lebendiger und durchsichtiger; sie durchdringen und umschlingen sich, erscheinen immer breiter und gewaltiger — wir haben jetzt das Bild eines mächtigen Stromes vor uns, der auf- und abwogend majestätisch anschwillt, und weiter und weiter sich verbreitet [4]).

Wir treten nunmehr in den Lauf der Dinge ein, von welchem Heraklit ausgesagt hat: „Dass die Gesamtheit der Dinge im ewigen Flusse, in ununterbrochener Bewegung und Wandlung begriffen und ihr Beharren nur Schein sei. Nichts bleibt sich gleich, alles nimmt

---

1) M. W. 40.

2) V; 259, vergl. ferner: Musik. Wochenblatt. Fritzsch. II; Nr. 14 „Das Rheingold", Versuch einer musik. Interpretation von Federlein.

3) M. W. 41. — 4) R. P. 208, 209; Bayr. Bl. 1880, 145.

zu und ab, löst sich auf und geht in andere Bildungen über; aus allem wird alles, aus Leben Tod und aus Totem Leben. Nur der Prozess des Wechsels, des Entstehens und Vergehens ist ewig. [1])“ „In dieselben Ströme“, lautet ein Ausspruch Heraklits, „steigen wir hinab und steigen auch nicht hinab, sind wir und sind auch nicht, sondern immer zerstreut und sammelt er sich wieder, oder vielmehr zugleich fliesst er zu und fliesst ab.“ Um diesen ewigen Wechsel aller Dinge zu schildern, lässt Wagner die wogenden Wasser des Rheines rastlos [2]) von rechts nach links an uns vorbeiströmen, doch auch sonst ist er in der ganzen szenischen Anordnung darauf bedacht, nirgends für uns ein Gefühl der Ruhe, einen festen Halt zu ermöglichen. „Der ganze Boden ist in ein wildes Zackengewirr zerspalten, sodass er nirgends vollkommen eben ist [3]), und alles ist glatt und glitscherig [4]).“

Das Spiel der Rheintöchter ist aber gleich charakteristisch wie die Szene für das ewig wechselvolle Gebaren der Natur, die sich allein in diesem Wechsel treu bleibt und ihr innerstes Wesen begründet. Diese Naturkinder, Töchter des Rheines necken sich und suchen einander zu haschen, aber sobald sie sich haben, sind sie einander auch schon wieder entschlüpft, denn wie wäre die fliessende Natur in ihrem ewigen Wechsel wirklich zu fangen — ein ewiges Entweichen liegt in ihrem neckischen Spiele. „Der Streit ist der Vater der Dinge!“ sagt Heraklit, und solcher Streit in Gestalt eines lieblichen Spieles vollzieht sich hier vor unseren Augen. Alle Dinge sind das Produkt von Gegensätzen, die einander gegenübertreten, sich anziehen und abstossen, sich miteinander zu verbinden suchen; nur auf diese Weise gibt es Leben und Bewegung [5]). Ihr Spiel ist gleichsam ein Tanz im geistigen Sinne, um uns „das wechselnde Leben in der Natur auszudrücken und die Wandlungen aller ihrer Elemente ineinander zu versinnbildlichen [6]). Leben und Bewegung ist das Spiel der Rheintöchter, und so muss die tolle

---

[1]) A. S. § 7; 3. S. 34, vergl. ferner: H. H. 12 ff.

[2]) E. M. 11 sagt hierzu: „Der grosse Grenzstrom der den Deutschen bekannten Welt war der Rhein, unter dem wir jedoch keineswegs unsern deutschen Strom im besonderen zu verstehen haben; denn nach dem grossen dänischen Sagenforscher P. E. Müller bedeutet der Name Rhein — von Wurzel rī fliessen — einfach „Fluss“, und Simrock nennt ihn den Fluss aller Flüsse, den Fluss schlechthin, so ungefähr wie den Helenen der vom Okeanos stammende und in gewisser Hinsicht mit ihm gleichbedeutende Acheloos der König der Flüsse und der Gott des fliessenden Wassers überhaupt war.“

[3]) Siehe die szenischen Anordnungen VI; 259.

[4]) Alberich sucht vergebens einen Halt und gleitet schmählich aus: Rheingold; V, 263.

[5]) A. S. § 7; 3. S. 35.

[6]) Duncan, Isadora. Der Tanz der Zukunft. Lpzg. 1903. Diederichs: S. 25, 44.

Jagd auch dargestellt und aufgefasst werden, um die zu Grunde liegende Idee einleuchtend werden zu lassen. Die Mädchen müssen uns so eins mit der fliessenden Flut der Wassers erscheinen [1]), dass schon ihr Gedanke, ihr Wille zum Ortswechsel genügen dürfte; — ihr ganzes Spiel muss eben der plastische Ausdruck der zu Grunde liegenden Idee einer ewig wechselnden Bewegung sein [2]). Wagner selbst legte bei den Aufführungen stets den grössten Wert darauf, dass die Bewegungen der Rheintöchter stets mit vehementester Raschheit ausgeführt würden [3]).

Das Geheimnis des Seins beruht also in der Erkenntnis seines Bestandes eben in diesem Prozesse des ewigen Werdens; dieser Wechsel ist das Wesenhafte in der Natur. Dieser Wechsel bedeutet allein das Leben der Natur, die als einzige Forderung die ewige Hingabe an dieses ihr Grundprinzip fordert, — ewig zu sterben, um ewig zu leben. Nichts gewinnt in der Natur um seiner selbst willen ein Dasein, sondern einzig, um sich dem Werdeprozesse sofort wieder einzureihen und im Urgrunde aller Dinge, sich selbst erlösend, wieder unterzugehen.

Wagner spricht sich in einem Briefe an seinen Freund A. Röckel [4]) ungefähr so aus: „Das Wesen der Wirklichkeit kann nur in unendlicher Vielheit erkannt werden, in Wahrheit also eigentlich nur vom Gefühl empfunden werden. Nur was Wechsel hat, — ist — wirklich: wirklich sein, leben — heisst: gezeugt werden, wachsen, blühen, welken und sterben; ohne Notwendigkeit des Todes keine Möglichkeit des Lebens; kein Ende hat nur das, was keinen Anfang hat, – anfangslos ist aber nichts Wirkliches, sondern nur das Gedachte. Somit hiesse in der vollsten Wahrheit aufgehen, sich als empfindender Mensch der vollen Wirklichkeit hingeben: Zeugung, Wachstum, Blüte — Welken und Vergehen rückhaltlos, und dadurch nur leben wollen, dass wir leben und sterben. Dies nur ist — Aufgehen in der Wahrheit.“ Es kann uns daher über das Wesen der Welt niemals durch die Betrachtung einer scheinbaren Einzelheit Aufschluss werden, sondern daran ist festzuhalten: Alles hat im Urgrund der Dinge sein Sein und kann nur in der Reihe des Ewigwerdenden verstanden werden. [4])

---

[1]) Wagner identifiziert die Rheintöchter sogar unmittelbar mit dem Elemente des Flusses, dem Wasser, wenn er diese Wasserwesen z. B. sagen lässt: „umfliessen wir tauchend dein Bett.“ V. 272.

[2]) M. W. 43, 44. Wirth weist hier mit Recht auf die Geschmacklosigkeit von Schwimmübungen der Rheintöchter hin.

[3]) Bayr. Bl. 1880; 146. — [4]) R.; 26, 27.

[4]) Vergl. Schopenhauer. Von der Nichtigkeit des Daseins. Gesamm. Werke V. § 147, 147 bis S. 299 ff.



Demgemäss sind weder der Rhein noch seine Töchter der göttliche Urgrund der Dinge, sondern in ihrem wunderbaren Verhältnisse zu einander werden uns allein die Daseinsprinzipien symbolisch gegeben, die sich aus jenem unfassbaren Urgrund der Dinge erst entwickelten; aus jenem letzten göttlichen Urgrunde nämlich, der aus dem Nichts wahrhaft ursprünglich den ganzen Weltprozess des Werdens erst einleitete. Der Rhein und seine Töchter sind nur die Emanation jenes Geistes Gottes, der — über den Wassern schwebete. Doch wieder geht von dem Geiste selbst eine neue Stimme aus: „Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sahe, dass das Licht gut war. Da scheidete Gott das Licht von der Finsternis, und nennete das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag [1]). „Ein zauberisches Licht bricht durch das Wasser [2])", sagt Wagner, gewiss — zauberisch —, denn als eine Emanation des göttlichen Urgrundes ist es uns in seinem Ursprung ewig unerklärlich. Diese Unerklärlichkeit hat jedoch nichts Erschreckendes, nichts Entsetzliches, denn diese neue Daseinsquote tritt vollkommen wesensgleich hinzu. Auch das Licht gibt sich, als dem Wechsel des Daseins unterworfen; denn aus der Nacht gebiert sich der Tag, und der Tag erstirbt verklärt im Schoosse der Nacht. — „Wechselnd wacht und schläft es" (das Licht des Rheingoldes nämlich) — und wenn es des Morgens den wonnigen Schläfer weckend küsst, so schliesst es des Abends des Wachenden Auge und hütet des Schlummernden Bett. Diese Wesensgleichheit des Lichtes mit der Bedingung alles Daseins und seines Werdens wird von Wagner damit gekennzeichnet, dass das goldige Licht den grünen Schwall als etwas Homogenes auch wirklich durchdringen, die Wogen durchhellen soll, sodass die ganze Szene wie in Glanz und Schimmer eingetaucht erscheint. Das badende Spiel der Rheintöchter muss wie vom Lichte verklärt sein [3]). Nicht als etwas Fremdes darf das erwachende Licht erscheinen, das an einer Stelle wie gebannt und herausgehoben aus dem übrigen Dasein, gleich wie ein Geschmeide nur trügerisch funkelt — nein! in ihm gebiert sich das Licht, dessen Strahlen das Leben durchleuchten und erwärmen sollen, sodass in ihm die ganze Flut im wahrsten Sinne des Wortes aufzuflammen scheint.

Mit der Erleuchtung und Durchwärmung der Fluten des Daseins scheint indes eine göttliche Aufforderung verbunden gewesen zu sein. Zuvor war es finster auf der Tiefe, doch als das chaotisch wogende Weltenmeer sich nach gewissen Daseinsprinzipien zu Gesetz und Ordnung geklärt hatte, übergoss es der Geist Gottes mit seinem Lichte, damit es sich nunmehr erkennen solle. Hier war

---

1) Moses I; 3—5. — 2) V; 271, szenische Angabe. — 3) M.W. 44, 45, 49—51.

es dem Wesen der Natur freigegeben, sich nach eigener Art zu erkennen, doch nur eine einzige Erkenntnis war die richtige und konnte die gute Bahn vollenden, in welcher der Geist Gottes das Dasein eingelenkt hatte. — Hier — ist das Schicksal des Daseins auf die Spitze gestellt [1]).

Die ganze geforderte Erkenntnis hätte nun anscheinend allein darin bestehen sollen, das Gesetz des Wechsels der Natur als das Gesetz der Liebe in das Bewusstsein zu erheben, um damit aus eigenem Antriebe, wahrhaft frei und dem Weltengeiste zu ewiger Freude den Daseinswerdeprozess glücklich zu vollenden. Leben hiess im ewigen Wechsel werden; Leben ist Wechsel: „Doch jetzt erhellt der Geist Gottes das Dasein und gibt es frei, den Wechsel nunmehr nach — eigener — Art zu empfinden!“ In diesem göttlichsten Augenblicke hatte das Dasein nur seines Wesens Geheimnis zu lösen, in dem es dem fragenden Geiste aufschwellend zurief: Deines Gesetzes Wechsel heisst Liebe, Wechsel ist Liebe! und seines Wesens Schicksal wäre fortan zu seinem Heile unveräusserlich und frei in sich selbst gegründet gewesen.

Leben ist Wechsel und Wechsel ist Liebe, das sollte die erlösende Erkenntnis sein, um das Leben wahrhaft erst zu erwecken: — dann durfte das vermittelnde Glied fortfallen, den Gott der Geist wäre verstanden gewesen und: „Leben gleich Liebe“ bedeutet die Glückseligkeit! Diese einzige Glückseligkeit wäre nämlich ein durch die Liebe sich immer wieder neu bewährendes und sich frei aus sich selbst rechtfertigendes Leben, insofern die Liebe nach eigenster Art zwei füreinander arbeitende und doch voneinander verschiedene Kräfte kennt. In diesem Füreinander-Sein und doch Voneinander-Verschiedensein dieser Kräfte liegt in der Tat die moralische Bewertung der Liebe als ein beständiges, ewiges Opfer für das gemeinsame Heil des Daseins, sodass die Mechanik des Wechsels durch sie erst geadelt wird und ihre Seele erhält. In der Liebe als zeugende und gebärende Kraft ruht die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des kreisenden Weltwerdens; in der Liebe eint sich alles, und aus ihr steigt doch alles mit unendlicher Schöpferkraft wieder zur reichsten Mannigfaltigkeit empor! Es ist hier von der Liebe die Rede, die des Weltwerdens einziges Recht ist, die alles Zeugende und Gebärende ohne Wahl und Qual zusammenführt; nämlich so wie sie hell und unbeirrt aus Vogelkehlen zu uns zu zwitschern scheint. [2]) Wagner fragt daher: „Wie ge-

[1]) Bayr. Bl. 1902, S. 23. Lubosch über die Freiheit des Willens im Ring des Nibelungen. — Ferner und ganz besonders: Bayr. Bl. 78. 239. — Die uns in den Schulen eingepfropfte Lehre von einem Sündenbaume der Erkenntnis muss der Menschheit schliesslich als einziges Heil „Dummheit und Trägheit“ zuweisen. D. V. — [2]) H. H. 39. —



schieht dieser wunderbare Prozess (des ewigen Wechsels nämlich) auf das vollständigste?" und antwortet: „Nur durch die Liebe!" Die Liebe umschliesst des Daseins Fülle und bricht dann auf zu der herrlichen Blüte, die mit ihrem das All durchdringenden Dufte eine ganze Welt erquickt. Die Liebe allein ist die ewige Gerechtigkeit, die eine Welt im Gleichgewichte hält, da in ihrem Schosse die männliche Daseinshälfte als die zeugende und die weibliche Daseinshälfte als die gebärende Kraft ihren einzig vollkommenen Ausgleich finden, falls diese Kräfte der Liebe in aufopferungsvoller Hingabe aneinander eben den Prozess des ewig jung und schön erstehenden Lebens vollziehen wollen. Dann darf die Liebe die ewig schaumgeborene Göttin sein, die sich gerade dadurch in reinster Jugendschönheit erhält, dass sie, immer wieder von neuem geboren, aus den zerfliessenden, in das Nichts zurücksinkenden Wellen des Weltenmeeres auftaucht.

In eben demselben Verhältnis wie die Göttin Aphrodite zum Beherrscher des Weltenmeeres Poseidon steht, befinden sich die Rheintöchter zum Vater Rhein. Wenn Wagner sie die Töchter des Rheines nennt, so soll damit keineswegs ausgesprochen werden, dass sie von ihm gezeugt worden oder aus ihm hervorgegangen seien, denn wo wäre der Schoss, der sie geboren hätte — eine Andeutung in der Richtung ist auch in der ganzen Dichtung nicht aufzufinden. Die Rheintöchter sind also nicht vom Rheine geboren, sondern treiben ihr Wesen im Elemente des Flusses gewissermassen — eingeboren![1]) —

Es sind unter ihnen überhaupt nicht menschliche Wesen, sondern Stimmen der Natur oder besser noch Naturwesen zu verstehen, die mit der Natur und ihrem Weben vollkommen eins gedacht werden müssen. Auf dem Gemälde von H. Hendrich scheinen die Gestalten der Rheintöchter im Wasser fast zu zerfliessen und ihre übermenschliche Natur ist durch Fischschwänze gerade eben angedeutet.[2]) Wagner legt daher diesen Rheintöchtern auch Laute in den Mund, die möglichst wenig einer begrifflich fixierten Sprache angehören, sondern wie Laute der Natur selbst in unsere Ohren klingen:[3])

Woglinde: Weia! Waga! — Woge, du Welle, — walle zur Wiege! —
Wagalaweia! -- Wallala weiala weia! V; 259.

oder an anderer Stelle:

Die Drei: Heiajaheia! — Heiajaheia! — Wallalallalala leiajaheia! V; 271.

---

[1]) Vergl. auch E. M. 13. — H. von Wolzogen. Die Sprache in R. Wagners Dichtungen. 4. Aufl. Lpzg. S. 101, 106.

[2]) Das Gemälde findet sich abgebildet bei H. St. Chamberlain. R. Wagner. S. 292.

[3]) Bayr. Bl. 1880; 145.

Die Rheintöchter stellen einfach das weibliche Element im männlichen Elemente des Stromes dar und aller Wert ihnen gegenüber ist einzig darauf zu legen: „in uns die Empfindung wachzurufen, wie wohlig und von Grund aus heimisch sich diese Wasserkinder in den Fluten fühlen". Die Liebe ruht hier wirklich noch in sich selbst, und ihre beiden Elemente des männlichen und weiblichen leben ineinander und füreinander — das eine Element gewährt dem anderen Elemente das Leben und damit die lauterste und ungetrübteste Freude am wechselreichen Daseinsspiele.

Den Wechsel als eine aufopferungsvolle und damit selbstlose Hingabe füreinander — des männlichen Elementes für das weibliche und des weiblichen Elementes für das männliche — dies — zu empfinden oder, was gleichbedeutend ist: „Sich in und durch die Liebe wahrhaft zu erkennen" — das war die Aufgabe. Das Dasein wäre durch dieses völlige, freie Aufgehen seiner beiden Grundelemente für ewig eins und glückselig gewesen — in der Liebe! — Leben und Sterben wäre in dieser Liebe eins gewesen, denn sterben um der Liebe willen hiesse: erst wahrhaft verjüngt leben; und leben in der Liebe hiesse: zu wahrer Verjüngung untergehen. Leben ist Wechsel, Wechsel ist Liebe, also: — Leben sei Liebe! —

Wandel und Wechsel — Liebt, wer lebt! V; 280.

sagt Wagner daher!

(Kapitel II: Alberich und sein Afterprinzip, der Stillstand des Wechsels in der Macht und das Scheinleben.)

Als die Welt sich in der Periode des aufdämmernden Bewusstseins befand, entsteigt plötzlich Alberich dem finsteren, unbekannten Grunde, sodass wir nicht wissen, von wannen der garstige Kobold kommt. Immerhin ist es bemerkenswert, dass auch dieser neue Gast aus dem leeren Urgrunde hervortritt. Aus dieser Tatsache ersehen wir sofort, dass der Dichter uns deutlich machen will, wie diese neue Daseins-Erscheinung mit der Natur, wie sie allmählich wurde und nun im majestätischen Flusse über dem leeren Grunde vorüberzieht, ursprünglich nichts, gar nichts gemein hatte.

Sobald Alberich in das Bereich dieser Natur eindringt, tritt er auch sofort in einen ausgesprochenen Gegensatz zu diesem wohlig und wellig dahinfliessenden Leben; er fühlt sich hier ganz ausser seinem Elemente, er fühlt sich verwünscht und spricht daher dreist seinen Fluch aus [1]):

Feuchtes Nass — füllt mir die Nase: — verfluchtes Niesen! V; 263.

Dieser Gegensatz zwischen ihm und der Natur prägt sich weiterhin durch seine abschreckende Hässlichkeit aus, und dies so-

1) M. W. 36 ff.

wohl der äusseren Erscheinung nach als vor allem aber auch in der Art seiner Bewegung. Während die lieblichen Rheintöchter sich anmutig und schmiegsam bewegen, darf Alberichs Darsteller nur abrupte Bewegungen zeigen[1]). Alberich darf mit der ihn jetzt umgebenden Natur nicht nur nichts gemein haben, er steht im absolutesten Gegensatze zu ihr, er steht eigentlich der inneren Auffassung nach ganz ausserhalb derselben.

Dieser Wesensgegensatz kommt indess am überzeugendsten erst in dem neckischen Spiel zum Ausdruck, welches sich alsbald zwischen Alberich und den Rheintöchtern vor unseren Augen einleitet. Während nämlich die lieblichen Wasserkinder, vom Strome schnell entführt, überall und nirgends zu sein scheinen, so geht Alberich allein darauf aus, die leichte Beweglichkeit des Spieles zu stören: „sich eine der wilden Geschwister zu fangen und zum Stillstand an sich zu fesseln." Alberich will aus diesem ewigen Wechsel des Naturlebens etwas herausheben, um es dauernd für sich zu gewinnen, es dauernd sein Eigen zu nennen.

Hierin spricht sich das Wesensprinzip des Alberich aus; und an diesem Prinzipe erkennen wir klar, dass dieser garstige Zwerg des Daseins Gegenpol ist, dass er eigentlich dass Nichtsein und jedenfalls die Verneinung des Seins bedeutet. Das Dasein kann allein im ungestört ewigen Wechsel leben, aber Alberich will gerade den Wechsel nicht und geht damit auf die Vernichtuug des Lebens überhaupt aus. Die ganze Spannung, das ganze Interesse konzentriert sich fortan nur darauf: „Wer wird zuerst den Wechsel alles Daseins als dessen innerstes Geheimnis „bewusst" empfinden?!" — Der hat das Dasein erst wahrhaft ergründet und dem ist es alsdann verfallen! Werden die Rheintöchter erkennen lernen, worin die Gefährlichkeit dieses Alberich beruht, und worin das einzige Heil und die Rettung ihres Daseins liegt — oder — wird es Alberich gelingen, das Dasein in seinem Wesenskerne zu begreifen, um ihn aus dieser Erkenntnis heraus dann an sich zu reissen und damit eine ganze Welt für sich und seine lüsterne Habgier in Fesseln zu legen? Spottend rufen die leichtfertigen Rheintöchter dem schlimmsten aller Freier noch zu:

Warum, du Banger — bandest du nicht —
das Mädchen, das du nimmst? V; 270.

Unbekümmert geben diese Naturkinder diese tiefsinnigen Worte ihrem Feinde preis, denn sie ahnen nicht, dass nur Wechsel und Liebe miteinander bestehen können, während Alberich's Trachten — sich eines der Mädchen zu binden — Leben und Liebe zer-

---

1) M. W. 51. Der schnelle Absturz des Alberich. — Vergl. ferner Wagners Charakteristik Alberichs X, 153.

stört. So schwatzen und plaudern und kichern sie von Liebe, sind selbst die Liebe und wissen doch nicht, was Liebe im Grunde bedeutet.

Da wacht das Rheingold auf, dessen strahlender Glanz, gleich einem wonnigen hehren Sterne die Wogen des Flusses mit seinem seligen Lichte durchhellt. Zuerst erkennt Alberich in dem goldigen Flimmer nur die Wesensgleichheit mit der ihm so widerwärtigen Natur und da gilt es ihm wenig:

Eu'rem Taucherspiele — nur tauchte das Gold? —
Mir gält' es dann wenig! V; 273.

Doch gleich darauf fährt Wellgunde mit jenem Spruche fort, der ihr selbst noch das grösseste Rätsel ist:

Der Welt Erbe — gewänne zu eigen, — wer aus dem Rheingold —
schüfe den Ring, — der masslose Macht ihm verlieh'. V; 273.

Die Rheintöchter müssen ihr Leben leben, müssen sein, wie sie sind; und so entfallen ihnen diese Worte schwatzend, im hastigen Geplauder doch ohne, dass sie sich darüber zur Freiheit eigenen Bewusstseins erheben.

Nur wer der Minne — Macht versagt, — nur wer der Liebe —
Lust verjagt, — nur der erzielt sich den Zauber —
zum Reif zu zwingen das Gold. V; 274.

Und während die Rheintöchter noch sorglos lachen, bemerken wir Alberich plötzlich nachdenklich werden, das Bewusstsein dämmert in ihm auf, und sinnend wiederholt er jene eigentümlichen Worte:

Der Welt Erbe — gewänn' ich zu eigen durch dich? V; 275.

Plötzlich bricht das Bewusstsein in seinem Innersten durch und furchtbar laut schreit er auf;

Spottet nur zu! V; 275.

Dies ist der Moment, wo Alberich gesiegt und das Dasein das Spiel verloren hat. Die Rheintöchter fahren kreischend auseinander und vermeinen in ihrer leichtfertigen, traurigen Unschuld, den Alben mache die Minne verrückt. Nein! Jetzt hat der Albe erkannt, dass — Wechsel, Leben, Liebe identisch sind — dass er sein ganzes Wesen verleugnen müsse, wolle er lieben, denn lieben heisst: sich dem Wechsel hingeben und er selbst ist — der Stillstand! — Jetzt weiss der Albe die Liebe ist ihm wesensungleich, und so flucht er der Liebe und verflucht damit alles Leben!

Kraft dieses Fluches hält der Albe jetzt das Leben in seiner Gewalt und wie das Leben zuvor seinen freien Ausdruck in der Liebe gewinnen sollte, so verfällt es jetzt dem argen Alberich. Dieser Übergang des Lebens an Alberich ist notwendig, denn da die Liebe ausgeschaltet werden soll, so ergreift vom Leben das gerade Gegenteil der Liebe Besitz. Wechsel und Stillstand waren die um das

Leben ringenden einzigen Prinzipien, und da die Liebe ihren Part verlor, so muss dass Leben dem Banne des Stillstandes erliegen.

So wie nun aber der Wechsel des Lebens, in das Bewusstsein erhoben, Liebe heisst, so heisst die Verneinung des Wechsels oder der Stillstand in das Bewusstsein erhoben: — „Macht!" — Für Alberich mussten also in dem Augenblicke, da in ihm das Bewusstsein gereift war, sich jene Aussprüche, welche die Rheintöchter nur schwatzten und verständnislos taten, in ihrer ganzen Bedeutung enthüllen. Er weiss jetzt, was wohl im Wesen der Rheintöchter und ihres Elementes begründet war und diese doch nicht wussten, nämlich: „dass Liebe und Macht nicht bei einander wohnen können, dass sie wesensungleich einander ausschliessen!".

Das Leben als Wechsel gelten zu lassen, ist: „Liebe"; das Leben zum Stillstand zu zwingen, ist: „Macht" und auf diesen Stillstand alles Lebens sehen wir Alberich nunmehr ausgehen. Das, was im ewigen Wechsel aller Dinge aber allein Bestand hat, was sich jenem Wechsel allein zu entziehen vermag, ist die Erscheinung, die durch ihre Form bestimmt zu sein scheint, eben in dieser sich ewig starr und gleich zu erhalten. Wenn der Albe also darauf ausgeht, des Lebens Wechsel abzufangen und zum Stillstand zu zwingen, so kann ihm dies nur auf eine Art gelingen, indem er es sich fortan zur Aufgabe macht, den Wechsel der Natur in der Erscheinung Form zu bannen. Die Verkörperung des neuen Daseinsprinzipes ist fortan die Erscheinung und kann nur die Erscheinung sein, unter deren Zeichen sich Alberich die Welt zu erobern hofft. Sobald der ganze Fluss des Daseins in der Erscheinung Formen gebunden ist, sobald die ganze Welt zur Form erstarrt ist, so ist Alberich der Beherrscher der Welt geworden und hat das Erbe seines neuen Prinzipes angetreten.

Damit ist das Afterprinzip erfunden und seine dem ursprünglichen Sinne des Lebens gegenteilige Bedeutung eines Seins — ohne Liebe, ohne Wechsel — festgestellt.

Der Ruhm, als der erste das Afterprinzip erfunden zu haben, kann dem Teufel niemals und in Wagners Ring also dem Alben nicht genommen werden. Die Originalität und damit die eigenartige Freiheit der Erfindung des Afterprinzipes lässt sich dem schlimmen Alberich eben nicht bestreiten. Alle, die sich später mit diesem Afterprinzipe zu schaffen machen, sind entweder die Epigonen seines ersten Erfinders und sind ihm dann zu Recht als seine Knechte verfallen oder müssen sich von Alberich den schmählichen Vorwurf eines zu Unrecht entwendeten allein ihm gehörigen Daseinsmittels gefallen lassen. Als der Albe das Leben um seinen wahren Sinn brachte, war es eine unerhörte, masslos kühne Tat, doch jeder Versuch nach ihm von anderer Seite in dieser Richtung ist ein abge-

lernter, trauriger Schlich. Der Albe allein wusste nur aus sich heraus, also wirklich „frei“ die Möglichkeit eines der Natur sinnwidrigen Daseins zu schaffen: „Darin liegt etwas heroisches und noch kein wahrhaft grosser Dichter, und so auch Wagner nicht, hat dem Ursprung des Bösen diese Anerkennung versagt.

Eine weitere Frage geht nun allerdings dahin, ob in diesem Afterprinzipe wirklich ein — neues — Prinzip erfunden sei, dessem Willen im Welten-Dasein das urgewollte Leben sich in der Tat notwendig unterwerfen müsse. Es liegt hier jener alte Streit über die Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung vor, die allerdings, wenn sie — alle — Daseinsprinzipien umfasste, doch in diesem Dasein ein von ihr nicht schon inbegriffenes Prinzip nicht aufkommen lassen konnte. Im Ringe Wagners wird uns jedenfalls die Unfruchtbarkeit dieses Afterprinzipes schliesslich vor Augen geführt, sodass, im künstlerischen und ethischen Sinne jedenfalls hiermit der Beweis erbracht ist, dass jenes Afterprinzip nur ein Scheinprinzip sein kann, nach welchem eine Welt in Wahrheit nicht zu bestehen vermag. Der Grundsatz des Ringes ist demnach ein durchaus optimistischer und stimmt mit dem ethischen Bewusstsein aller derjenigen Völker und Religionen überein, welche diese Welt der Erscheinungen als eine solche des Scheines, als nichtig und für verloren erachten, aber um so fester an jener urgewollten, ewigen Welt festhalten, aus welcher die irdische Welt des Scheines hervorging, und in welcher sie dereinst sich wieder zu ihrem Heile auflösen wird.

In der Ringdichtung genau wie im Faustgedichte von Goethe gilt dieses Afterprinzip im eigentlichen Sinne also nicht als neues Prinzip, sondern wir werden im Laufe der Dichtung auf den ursprünglichen Lebenssinn, wie er im Wechsel im göttlichen Urwillen lag zurückgeführt. Dieses Gegen- oder Afterprinzip tritt in die jenem göttlichen Urwillen entwachsene Natur als ein leerer Wahn, als ein Hirnsgespinnst und Trugbild uns nur unbegreiflich ein, welchem eine Welt nur so lange zum Opfer fällt, als bis sie eben jenes nur scheinbar neue Prinzip als Wahn erkannt hat. Es giebt nur ein Sein, nur ein Leben in der Natur, welches allein das wahre Sein bedeutet, und wenn Alberich dies verleugnen will, so jagt er einem Phantome nach. Er lebt ein Schein- ein Schattenleben der barsten, leersten Einbildung, was in der Tat nichts ist als ein lachhafter Spuck. Sein Schattenleben dient schliesslich nur als die negative Bestätigung für den einzig wahren Sinn des Lebens, denn es beweist uns durch seinen eigenen absoluten Zusammenbruch, dass das Dasein nur in seiner ursprünglichsten Offenbarung — derjenigen des Wechsels durch die Liebe — allein dauernd und wahrhaft seiend, bestehen kann. Da gibt es nur ein wahrhaftiges Daseinsprinzip in und über der Welt: „das ist der in der Liebe freigewordene

Wechsel! — die Liebe nämlich ist erst des chaotischen Wechsels freies, notwendiges und unumstössliches Gesetz [1]).

Im letzten Sinne ist also auch Alberich als eine Offenbarung des göttlichen Urwillens aufzufassen, aus dessem leeren und damit allein wahrhaft schöpferischen Schosse er aufstieg; auch er ist im letzten Sinne ein Element, ein Stück Natur, in deren Sein er — sei es auch wider Willen — sein Wesen betreiben muss. Er und sein Prinzip besteht zwar im Widerwillen gegen die Natur, aber dennoch durch die Natur. Auch aus Wagners Briefwechsel ergibt sich — und zwar mit besonderem Hinweis auf Alberichs erstes Auftreten in der Ringdichtung, — dass das Afterprinzip zuletzt in der Natur eben mitenthalten sei. Der Dichter schreibt nämlich an Röckel: „Mein Gedicht zeigt die Natur in ihrer unentstellten Wahrheit mit allen ihren vorhandenen Gegensätzen, die in ihren unendlich mannigfachen Bewegungen auch das gegenseitig sich Abstossende enthalten [2])."

Dr. Hch. von Lessel.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Vergl. hierzu Bayr. Bl. 78, 274. — [2]) R. 35.

„Das Bewusstsein, welches einzig auch im Schauen des Scheines uns das Erfassen der durch ihn sich kundgebenden Idee ermöglichte, dürfte endlich sich aber gedrungen fühlen, mit Faust auszurufen: „Welch' Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur?" Diesem Rufe antwortet nun auf das allersicherste die Musik. Hier spricht die äussere Welt es unvergleichlich verständlich zu uns, weil sie durch das Gehör vermöge der Klangwirkung uns ganz dasselbe mitteilt, was wir aus tiefstem Innern selbst ihr zurufen . . . . . Wir verstehen ohne jede Begriffsvermittelung, was uns der vernommene Hilfe-, Klage-, oder Freudenruf sagt, und antworten ihm sofort in dem entsprechenden Sinne; . . . . und keine Täuschung, wie im Scheine des Lichtes, ist hier möglich, dass das Grundwesen der Welt ausser uns mit dem unsrigen nicht völlig identisch sei, wo jene dem Sehen dünkende Kluft sofort sich schliesst."

Rich. Wagner, ges. Schr. IX, 90.



Mystische Maurerei.

(Kapitel IV. Die Geheimlehre, Schluss.)

Wie sehr die Gottesidee eines Menschen alle seine Gedanken und Taten färbt, kann man sich schwer vorstellen. Die gewöhnliche unreife und unwissende Auffassung eines persönlichen Gottes läuft oft nur in sklavische Furcht auf der einen und Atheismus auf der anderen Seite aus. Das ist der Gott, den Carlyle „einen im Ausland lebenden Gott" nennt, „der seit den sechs Schöpfungstagen nichts weiter tut, als draussen sitzen und zuschauen!" Diese Gottesidee impliziert natürlich die Schöpfungsidee als etwas in der Zeit schon vollendetes, während es Tatsache ist, dass die Schöpfung ein Prozess ohne Anfang oder Ende ist. Die Welt — alle Welten werden „erschaffen" heute sowohl als in irgend einer Periode der Vergangenheit. Selbst die augenscheinliche Zerstörung von Welten ist ein schöpferischer oder evolutionärer Vorgang. Sie strömen vom Busen des Alls aus und durcheilen ihre zyklische Bahn; der Tag wechselt ab mit der Nacht auf der äusseren Ebene, dann werden sie wieder von der unsichtbaren Ebene angezogen, um nach einer längeren Nacht wieder aufzutauchen und einen höheren Entwicklungszyklus anzutreten. Die Theologen haben vergeblich versucht die Idee der Immanenz mit der der Persönlichkeit zu vereinen, und endeten in einem Schwall von Worten und einer vollständigen Ideenverwirrung. Ein persönlich Absolutes gibt es nicht, ausgenommen in der Macht. Gott denkt nicht, sondern ist der Urgrund des Denkens. Gott liebt nicht, er ist die Liebe, im vollkommenen oder absoluten Sinne, und so ist es mit allen göttlichen Eigenschaften. Gott ist so der verborgene Logos, die „grundlose Ursache", die „wurzellose Wurzel". Gott manifestiert sich nie selbst, (dass er von Menschen gesehen wird). Die Schöpfung ist seine Manifestation: und da die Schöpfung nicht vollkommen ist, und es niemals sein wird, und da sie nie einen Anfang hatte, gibt es eine verborgene und unoffenbarte Kraft hinter aller und über aller Schöpfung stehend, die noch Gott ist. Der Raum ist nun das vollkommenste Symbol dieser Idee der Gottheit; denn er tritt in alle unsere Begriffe ein und ist die Basis aller unserer Erfahrungen. Wir können ihn nicht ergründen,

oder definieren, oder von einem einzigen Gedanken, einer einzigen Erfahrung ausschliessen. Der Raum ist grenzenlos, unendlich, unergründlich, unerkennbar: er ist in allem, über allem, durch alles. Wir wissen, das er ist: und das ist alles, was wir von ihm wissen.

Aber sind das nicht gerade die Eigenschaften, die man der absoluten und ewigen Gottheit zuerkennt? und sie sind alle Negationen. Gott, sagt die Kabalah, ist Kein-Ding. Aber die Theologen werden sich beeilen zu sagen, dass das der reine Pantheismus sei. Es ist nicht mehr Pantheismus, als Atheismus, denn, wie bereits gesagt, Ain Soph ist vor und über der Schöpfung oder dem Kosmos. Es ist nicht Gott von der Natur abgeleitet, sondern genau das Gegenteil; Natur von Gott abgeleitet und noch bleibt Gott dasselbe, gestern, heute und in alle Ewigkeit — das Unveränderliche. Die Festigkeit der Natur wird von der Unveränderlichkeit Gottes abgeleitet. Gott ermüdet nie, ist nie erschöpft bei seiner Arbeit, braucht keine Ruhe. Das wäre so menschlich, dass es kindisch wäre, und die Idee hat vielleicht ihren Ursprung in dem cyklischen Gesetz, das man in der Kabalah von den „Tagen und Nächten des Brahm“, den „Manvantaras und Pralayas“, oder den Perioden des „Aus- und Einatmens“ in den Cyklen der Evolution gefunden hat.

Daher die Parabel, die man den Unwissenden und Profanen gegeben hat von dem Schaffen und Ruhen Gottes. Wenn der Leser nur einen Moment seinen eignen Atmungsvorgang beobachtet, so wird er finden, dass Ein- und Ausatmen gleich und gleiche aktive Prozesse sind, obwohl so verschieden, und einer das Gegenteil des anderen: jeder ist in seinem Wechsel die Ursache des anderen. Halte den einen an und der andere wird auch aufhören. Je mehr man über dieses Symbol des grossen Atems, welcher die Schöpfung ist, nachdenkt, desto mehr wird man die ewige Natur und sein eignes Sein verstehen.

Aber man wird fragen: soll der Mensch jeder Idee der Persönlichkeit, ausser seiner eignen, beraubt werden? Keineswegs. Gott als der Urheber des Seins ist der Urheber der Persönlichkeit. Er personifiziert sich selbst, d. h. äussert jene seiner Kräfte, welche Persönlichkeit ist, durch den Menschen. Die Hand der Vorsehung ist immer eine menschliche Hand. Die Menschheit ist beides, der Träger und Vermittler dessen, was der Mensch die Vorsehung Gottes nennt.

Die Menschheit in toto ist also der einzige persönliche Gott; und Christos ist die Verwirklichung oder Vervollkommnung dieser göttlichen Persona, in individuell bewusster Erfahrung. Wenn diese Vollkommenheit verwirklicht ist, wird der Zustand Christos von den Griechen, und Buddha von den Hindus genannt. Daher ist Christus

eins mit dem Vater. „Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist."

Die Menschheit in toto! Was ist sie! Ist es die Generation der Gegenwart? oder eines Jahrhunderts der Vergangenheit oder der Zukunft? und dieser allein? Gerechtigkeit regelt das Universum, und ist die Begründung alles Gesetzes. Gerechtigkeit ist das „Königreich", die „Unendlichkeit" der Gottheit. Die Menschheit bedeutet daher jedes menschliche Wesen, das je zu irgend einer Zeit geboren wurde, oder in kommenden Zeitaltern auf diesem Planeten geboren werden wird. Alle sind „in der Höhlung seiner Hand". Ein Gott, ein Gesetz für alle! sonst gäbe es keine Gerechtigkeit.

Und wenn sie jedem werden soll nach den Taten, die er in diesem Körper vollzog; wenn der Mensch, wie er säet, ernten wird, so ist die einzig logische Deduktion ein Gesetz, welches das Handeln beherrscht und die Ergebnisse nach einer absoluten Gerechtigkeit bestimmt. Und das lehren die Kabalah, die Geheimlehre und Maurerei, alle heiligen Bücher und alle Religionen. Die Menschen haben, indem sie die Symbole für die symbolisierten Dinge hinnahmen, in Einzelheiten Widersprüche geschaffen und dann ein System von dereinstigen Belohnungen und Bestrafungen aufgestellt, die sich an die Handlungen knüpfen; und behaupteten, dass ihre Unvernunft und Ungerechtigkeit für alle Ewigkeit bindend sei. Das Ergebnis ist Atheismus und Materialismus; denn im Menschen lebt ein Instinkt, als Teil seiner göttlichen Erbschaft, und dieser Instinkt ist ein angeborener Gerechtigkeitssinn. Man zerstöre ihn und das Resultat ist einfacher reiner Atheismus. Die Zerstörung des Gerechtigkeitssinnes hat die Kirchen brüchig gemacht, und wurde der Vater des modernen Materialismus. In Wahrheit ist der Materialismus nicht das logische, sondern das tatsächliche Ergebnis. Die Folgerung ist logischerweise nicht zwischen einem ungerechten Gott und keinem Gott, sondern zwischen einem Gott, der unbegreiflich ist, weil er ungerecht ist; und einem Gott, der verständlich ist, weil er gerecht und daher das Ergebnis der erhabenen Vernunft ist.

Aber diese philosophische Auffassung der Gottheit hat eine andere viel weitere Beziehung. Sie betrifft nicht allein das persönliche Leben des Menschen, sondern entscheidet seine Beziehungen zu seinen Mitmenschen. Sie ist die Basis der Ethik und coordiniert alle seine Erfahrung und all sein Wissen, und das führt zu wahrer Weisheit. „Gott zu erkennen, das ist die höchste Weisheit!"

Moderne Theologen werden einwenden, dass diese Auffassung Christus entthront. Darauf kann man antworten, dass jede andere Auffassung die Menschheit verwaist. Es ist weit wichtiger, dass die Menschen danach streben Christen zu werden, als dass sie daran glauben, dass Jesus Christ war. Wenn

der Christus-Zustand während der ganzen Evolution der Rasse nur von einem Menschen erreicht werden kann, dann ist die Entwickelung des Menschen eine Farçe und menschliche Vollkommenheit eine Unmöglichkeit.

Jesus ist nicht weniger göttlich, weil alle Menschen dieselbe göttliche Vollkommenheit erreichen können. Dann wird man einwenden: „Es ist kein anderer Name im Himmel oder unter den Menschen gegeben, wodurch ihr könntet selig werden.“ Aber das ist der unaussprechliche Name, welchen jeder Meister besitzen, und zu dem er werden soll; Erlösung und Vollkommenheit sind synonym. Es ist auch bewiesen worden, dass jede Handlung im Drama des Lebens Jesu und jede Eigenschaft, die man Christus zuerkennt, im Leben Krishna's und in der Legende aller Sonnengötter aus dem fernsten Altertum wiedergefunden ist.

Was die orthodoxen Christen gegen diese Ansicht einzuwenden haben werden, ist nicht, dass sie Christus entthtont oder erniedrigt, sondern dass sie die Christus-Idee als ihren ausschliesslichen Besitz widerlegt, und leugnet, dass alle anderen Religionen weniger göttlich als ihre eigne seien. Wir haben in unsere Religionen dieselbe Selbstsucht hineingetragen, die wir hinsichtlich unseres anderen Besitzes, wie Frau und Kinder, Haus und Grund und Boden gelten lassen, und denselben parteilichen Geist, wie unsere Politik, und das scheint mehr als alles andere die Selbstsucht im allgemeinen zu rechtfertigen, widerspricht aber der Verbrüderung der Menschen und verhindert die Gründung der „grossen Republik“, die sich aus vielen Nationen und allen Menschen zusammensetzt.“ Diese Idee der universellen Verbrüderung, welche eine Kardinallehre der Alten Mysterien war — wie sie in der ersten Forderung der Geheimlehre eingeschlossen und in der dritten öffentlich erklärt wird, und welcher der erste Rang in der Maurerei eingeräumt wird, — ist die logische Deduktion unserer Idee der Gottheit, und die wesentliche Natur und Bedeutung des Christos. Die Menschheit in toto ist, wie schon erklärt, die Personifikation des Göttlichen in der Schöpfung; und die Idee der absoluten und universellen Gerechtigkeit betrachtet jedes Individuum all der Myriaden, welche zusammen die Menschheit bilden, mit gleicher Gunst. Im göttlichen Begriff gibt es keine bevorzugten Lieblinge. Gottes Gerechtigkeit gegen alle schliesst Gerechtigkeit gegen einander unter den Menschen ein. Dieses Prinzip der Gerechtigkeit ist universelles Gesetz, und dieses Prinzip der Bruderschaft und die Möglichkeit der Vervollkommnung der Natur des Menschen durch die Evolution macht die Reïnkarnation notwendig. Die Zahl der Seelen, aus denen sich die Menschheit zusammensetzt, obwohl praktisch unzählbar, ist dennoch ganz bestimmt. Daher ist die Lehre von Prae-Existenzen, die in allen Mysterien

gelehrt wird, auf „jedes Kind vom Weibe geboren“ anzuwenden; alle Lebenslagen sind durch vorhergehende Leben bestimmt. Das wird späterhin noch weiter ausgeführt werden. So bedingt die Vaterschaft Gottes in der Personifikation der Gottheit in der Menschheit die universelle und uneingeschränkte Verbrüderung der Menschheit ein.

Die wahren Meister aller Zeiten kennen dies, denn es wird ihnen in der Einweihung in die Mysterien gelehrt; sie sind aber dafür die Feinde der Autokraten (Selbstherrscher), Oligarchien, und jeder Unterdrückerpartei gewesen, sei sie nun kirchlich oder politisch. Die Maurer werden gelehrt den Gesetzen des Landes, in welchen sie leben, zu gehorchen. Sie sind nicht Agenten der Revolution, sondern der Evolution. Durch Erleuchtung und Ueberzeugung mögen sie danach streben eine Nation oder eine Kirche zu reformieren. Die wahre Republik ist der Sprössling der Bruderschaft, und ein eifersüchtiger Monarch in Kirche oder Staat wird sich natürlich der Verbreitung von Lehren widersetzen, die zur Befreiung und Erleuchtung des Volkes führen.

Es ist jedoch wahr, dass nicht alle Meister oder Adepten gleich erleuchtet oder weise sein können.

Mystiker wie Jacob Boehme, oder Adepten wie St. Germain, oder Maurer wie de Molai, oder Philosophen wie Bruno oder andere Werkzeuge der grossen Loge suchten nur die Menschheit zu lehren und zu erleuchten.

Der Pöbel war taub gegen ihre Lehren und Vorstellungen und stürzte sich wie eine Schar gieriger Wölfe auf sie.

„Weil die wahre Freimaurerei nicht entmannte, sondern das Banner der Freiheit und Gleichberechtigung trug und gegen geistige Tyrannei rebellierte, wurden ihre Logen im Jahre 1738 durch ein Edikt der Holländischen Staaten proscribiert. Im Jahre 1737 verbot Louis XV. sie in Frankreich; 1738 erliess Papst Clemens XII. seine berühmte Bannbulle gegen sie, welche von Benedictus XIV. erneuert wurde; und 1743 proscribierte sie auch das Konzil von Bern.“ *)

„Die Maurerei hat die lebendigste Erinnerung an die schrecklichen und künstlichen Foltern, die man anwandte, um neue Religionsformen zu unterdrücken oder alte auszulöschen. Sie sieht mit dem Auge der Erinnerung die grausame Vertilgung aller Leute aller Zeitalter und beiderlei Geschlechts, durch die wilden Truppen des Moses und Josua, weil es ihr Missgeschick war, den Gott der Hebräer nicht zu kennen, oder ihn unter dem Unrechten Namen zu verehren. Sie sieht die Daumschrauben und Folterbänke, die Peitschen, Märtyrerpfähle und Galgen, die Opfer Diocletian's und Alba's, die elen-

*) **Morals and Dogma, S. 50.**



den Bündler, die Nicht-Conformisten, sie sieht Servetus verbrannt und den harmlosen Quaker gehängt. Sie sieht die Verfolgung des Petrus und Paulus, das Märtyrertum des Stephanus, die Versuchungen des Ignatius, Polykarp, Justin und Irenaeus; und dann wieder die Leiden der unglücklichen Heiden unter den christlichen Kaisern, der Papisten in England unter Elisabeth und Heinrich. Sie sieht die römischen Jungfrauen, die man den hungrigen Löwen vorwarf, die junge Margaret Graham, die man bei niederem Wasserstand an einen Pfahl band, um sie zu ertränken, sie sieht sie dort stehen und ihre Hymnen zu Gott singen, bis das Wasser über ihrem Kopf zusammen schlug, sie sieht alle, die zu allen Zeiten Hunger und Blösse, Gefahr und Einkerkerung, Folter und Schandpfahl, Schmerz und Tod erlitten haben, sie sieht sie alle und schauert beim Entrollen dieser menschlichen Greuel. Und sie sieht die Unterdrückung, welche noch im Namen der Religion ausgeübt wird — die Menschen, die im christlichen Italien in christliche Gefängnisse eingeschlossen werden, um die christliche Bibel zu lesen; in fast allen christlichen Staaten verbieten Gesetze die Freiheit über Dinge zu sprechen, die mit dem Christentum verwandt sind, und die Galgen strecken ihre Arme über die Kanzel aus."

„Die Feuer des Moloch in Syrien, die grässlichen Verstümmlungen im Namen der Astarte, Cybele und Jehovah's; die Barbareien kaiserlicher Heidenfolterer; die noch grösseren Quälerein, mit welchen die römisch-gothischen Christen in Italien und Spanien ihre Menschenbrüder marterten; die teuflichen Greueltaten, deren Zeuge die Schweiz und Frankreich, die Niederlande, England, Schottland, Irland und Amerika waren, sind keine zu mächtig, um den Menschen vor den unaussprechlichen Uebeln zu warnen, welche aus Missgriffen und Irrtümern in Religionssachen folgen, und besonders dadurch, dass man den Gott der Liebe mit den grausamen rachsüchtigen Leidenschaften der irrenden Menschheit bekleidet und das Blut zu einem lieblichen Geruch in seinen Nasenlöchern, und das Jammern der Todesangst köstlich in seinen Ohren machen will."

„Der Mensch hatte niemals das Recht das ungeübte Vorrecht Gottes zu usurpieren, und einen Anderen um seines Glaubens willen zu verdammen und bestrafen." *)

Alle Menschen sind Brüder durch alle Naturgesetze und durch das Wesen Gottes selbst. Aber so lange die Religion Ketzerei als Verbrechen erklärt, oder sich einen Gott mit menschlichen Eigenschaften vorstellt, wird „die Unmenschlichkeit des Menschen zu seinen Mitmenschen" fortfahren „zahllose Trauernde zu machen und einen Ausweg für alle bösen Leidenschaften finden, die sie

*) Morals and Dogma, S. 162 u. ff.

durch ihre Gottesidee rechtfertigt. Manche werden sagen, dass das alles eine Sache der Vergangenheit sei. Die Menschheit, besonders in christlichen Ländern sei diesen Ueberbleibseln von Barbarei entwachsen. Ach! Wenn das wahr wäre! Wir ertränken, verbrennen und foltern nicht mehr physisch; aber eine ebenso empfindliche Strafe liegt für die Sensitiven in Zorn, Verachtung, Lächerlichkeit, Verbannung, in Verleumdung und Blosstellung des Charakters. Sind wir einer echten Menschenverbrüderung jetzt näher, als vor Jahrhunderten? Oder haben wir unsere Grausamkeiten nur verfeinert, und halten die Tigerklaue nur verborgen? Liegen nicht die höchste Selbstsucht und unbarmherzige Gier am Herzen der Konkurrenz? Wüten nicht Handelsgesellschaften und Syndikate wie wilde Tiere gegen einander? Leider, mein Bruder, sind wir nach allem noch wenig von der Barbarei entfernt, und es macht den einzigen Unterschied aus, welche Idee wir von Gott haben, und welches unsere Basis der Ethik ist. Die eine Idee des modernen Erlösungs-Schemas ist Selbsterhaltung. Wir müssen erlöst werden, wenn auch alle übrigen der Verdammung anheim fallen, und Konkurrenz, und Egoismus, und Selbstsucht in jeder Form sind die gesetzlichen Resultate.

Die Maurerei predigt keine neue Religion, sie wiederholt nur das Neue Gebot, das von Jesus verkündet wurde, und welches auch jeder grosse Religionsreformer verkündet hat, so lange die Geschichte besteht. Man befreit die Religion Jesu, so wie er sie gelehrt hat, und wie sie die Essener und Gnostiker der ersten Jahrhunderte lehrten, von der theologischen Bremse und sie wird zur Maurerei. Die Maurerei in ihrer Reinheit, wie sie aus der alten hebräischen Kabalah als Teil der grossen universellen Weisheits-Religion des fernsten Altertums abgeleitet ist, tritt in jeder Weise für die unbeschränkte und universelle Menschenverbrüderung zu allen Zeiten ein. Die Maurerei verchristlichen oder sie auf die sektiererischen Grenzen eines Glaubensbekenntnisses zu beschränken, hiesse nicht allein sie erniedrigen und verkleinern, sondern es müsste daraus unvermeidlich eine schliessliche Auflösung erfolgen, wie das unter kämpfenden Sekten immer mit Religionssystemen geschehen ist, indem man Bruder gegen Bruder, Loge gegen Loge setzte. Das ist eine der klarsten Bedeutungen der Legende des Verlorenen Wortes.

Der dünnste Schleier über dem erhabenen Mysterium des Unaussprechlichen Namens ist Bruderschaft und Liebe! Das ist das Licht des Logos.

(Fortsetzung „die Geheimlehre: Wissenschaft und Religion" folgt).

Dr. med. J. D. Buck.

Zwei Häuser.

(Kapitel II.)

Jessamy erwachte in der schwachen grauen Morgendämmerung mit einem Kältegefühl. Die Eiderdaunen müssten herabgeglitten sein; mechanisch fühlte sie danach.

Sie war sehr kalt, ihre Füsse wie erstarrt, ihr Kopf schmerzte. Sie wurde sich einer tiefen Mattigkeit bewusst, in ihrer Brust sass ein dumpfer Schmerz. Ihre Gesundheit war immer vollkommen gewesen, sie war gar nicht gewöhnt krank zu sein. Sie lag eine Zeit lang mit geschlossenen Augen und empfand allmählich etwas Dumpfes, Drückendes und Saueres in der Atmosphäre. Als sie das erkannte, hörte sie auch ein langsames, schnarchendes Atmen neben sich. Sofort war sie ganz munter, indem sie, die sonst so furchtlos war, von nervösem Schrecken erfasst wurde. Ihre Nerven wurden von einem Gefühl erschüttert, das sie nie vorher an sich erfahren hatte. Sie hob ihre Augenlider und sprang mit einem Schrei auf. Das Dämmerlicht beleuchtete ein kleines, niedriges, schmutziges Zimmer; einen Haufen Flitterstaat auf dem Tische neben unreinen Tassen und Tellern, und zwei Figuren — zwei fremde Menschen — ausgestreckt auf dem Bette, von dem sie sich eben erst erhoben hatte. Und was für ein Bett! Ohne Decken, ohne schneeiges Laken, keine lawendel-duftenden Kissen, um ein sorgenvolles Haupt zu umschmiegen.

Ihr Herausspringen, der Aufschrei weckte die Schläferinnen. Die ältere fragte mit rauher Stimme nach dem Grund ihrer ungewöhnlichen Demonstration und stellte die Frage mit klassischer Kraft und Schlichtheit der Phrase, begleitet von dem Wunsche, dass Jessamy's Gebahren durch eine unbekannte Kraft mit unangenehmen physischen Ergebnissen belohnt werde.

„Wo bin ich eigentlich?“ rief Jessamy. „Wie hat man mich hierher gebracht? Was haben Sie mit mir getan?“

Die Alte, an die sie sich wandte, äusserte den lebhaften Wunsch sich an dieser ungeratenen Person zu vergreifen, die den friedlichen, gerechten Schlummer ihrer Angehörigen auf diese Weise störe.

Jessamy, die an die Redeweise von Damen von Mrs. Adens Typus nicht gewöhnt war, fuhr abermals zusammen unter der nicht

unnatürlichen Annahme, dass sie in die Hände von Meuchelmördern gefallen sei.

Die andere Schläferin hatte sich erhoben und legte ihre Arme um sie. Sie riet der Alten barsch ihren „Mund zu halten“ und bat Jessamy in milderem Tone sich ruhig niederzulegen, denn sie träume.

Jessamy starrte sie entsetzt an — das Gesicht, die Stimme, die Augen von Liz Arden; das Gesicht rot, die Stimme heiser, die Augen blutunterlaufen; die Arme umfassten sie mit rauher Zärtlichkeit.

Jessamy stiess einen schrillen Angstschrei aus, befreite sich aus der Umarmung und lief wie unsinnig aus der Stube, die Treppen hinunter. Ein Mann, der zur Arbeit ging, öffnete ihr die Haustür. Jessamy eilte hindurch, durch den rauhen Nebel, den Strassenschmutz, hämmernden Herzens, mit wirbelndem Hirn. Weiter, immer weiter, sie wusste nicht, wo sie war, nicht wohin sie lief. Endlich hielt sie inne auf einem kleinen, viereckigen Platze mit einer Kirche, deren Glocken soeben zu einer frühen Messe läuteten.

Hier war ein Sanctuarium. Jessamy ging die Stufen hinauf; sie zitterte heftig, war eisig kalt und vollständig erschöpft. Man hatte sie auf irgend welche unerklärliche Weise von zu Hause fortgebracht und — sicherlich betäubt. Daher auch der schmerzende Kopf, die Uebelkeit und das Zittern der Glieder.

Diese armseligen Lumpen, die sie, wie sie nun erst bemerkte, trug, hatte man ihr wahrscheinlich angezogen, während sie bewusstlos war. Sie wollte ein wenig ausruhen in der Kirche, dann einen Wagen nehmen und nach Hause fahren. Als sie den Chorgang entlang ging, bemerkte sie wie einige der Andächtigen sie ganz verblüfft ansahen. Sie trat in einer Bank ein und kniete nieder ohne auf den Gottesdienst zu achten, sie kniete nur und dachte und fühlte sich ganz wirr. Fremde, unbekannte Erinnerungen durchkreuzten ihre vertrauten Gedanken; sie wurde sich in ihrem Denken plötzlich Beschränkungen bewusst, die sie nie vorher gekannt hatte. Das Betäubungsmittel! es konnte nur das Mittel sein! Als die Messe zu Ende war, verliess sie die Kirche und rief einen vorbeifahrenden Wagen an und war erstaunt als der Kutscher keine Notiz von ihr nahm. So erging es ihr ein zweites Mal. Schliesslich ging sie nach einer Wagenhaltestelle und gebot einem Kutscher sie nach der angegebenen Adresse zu fahren.

Der Mann sah sie an und lachte.

„Das ist gut,“ sagte er. „Dahin fahren? Zum Henker! Der sitzt etwas in der Krone.“

„Ich bezahle Sie, wenn wir dort angekommen sind.“

„Recht hast Du, mein Mädelchen,“ erwiderte der joviale Rosselenker. „Zeig uns aber erst, was Du hast.“

„Ich habe kein Geld in meiner Tasche, aber wenn ich erst zu

Haus bin, zahle ich Ihnen fünf Shilling. Meine Mutter ist Lady Mainwaring und —“

Sie wurde von einem lauten Gelächter unterbrochen.

„Helf mir einer“ sagte der gutmütige Kutscher, seine Augen wischend, „wenn das nicht das Beste ist, was ich je gehört habe. Hier Bill, is ne junge Dame, sie sagt, sie is Lady Mainwarings Tochter. Sieht g'rade so aus, was?“

Ein Milchmann hielt an der Ecke still, um an dieser Unterhaltung seinen Spass zu haben; ein Schutzmann kam auch näher und grinste würdig. Jessamy's Augen füllten sich mit zornigen Tränen.

„Sie sind über alle Massen impertinent“, sagte sie; „wenn Sie mich nach Hause fahren, werden Sie selbst sehen.“

„Das sollte mir einfallen, damit Sie einen blühenden Narren aus mir machen. Ich nicht!“

„Bill“, den der Misstrauische angerufen hatte, war ein rotbackiger, gutmütig aussehender junger Mann vom Lande.

„Lass doch“, sagte er abwehrend. „Du hast das Mädel zum Weinen gebracht, sie weiss gar nicht mehr, was sie sagt. Horchen Sie mal, Sie junges Frauenzimmer, wollen Sie denn wirklich dort hin, wo er Sie hinfahren sollte?“

„Natürlich will ich dahin.“

„Dann will ich Ihnen was sagen, ich will Ihnen das Geld geben.“

Der gute Samariter hielt ihr drei Pence entgegen. Jessamy stammelte verwirrt einige Worte, ihr Gesicht brannte.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie. „Sie sind sehr gut. Wenn Sie mir Ihre Adresse geben, werde ich es Ihnen wiedergeben.“

Der Mann greinte:

„Lassen Sie nur, es ist schon gut“, sagte er, „aber Sie sehen nicht gut aus, dort an der Ecke ist ein Morgen-Kaffee. Gehen Sie und trinken Sie eine Tasse — dort.“

Er legte noch einen Penny in ihre Hand. Jessamy dankte ihm nicht; sie wandte sich stumm ab, ganz verwirrt und fassungslos. Sie ging zu dem Kaffeeschank, trank den Kaffee, denn sie war so schwach und matt; und als der Omnibus vorüberrumpelte, kletterte sie hinein und stützte ihren schmerzenden Kopf in ihre Hände. Es war zehn Uhr morgens, ehe sie zu Hause ankam. Sie stieg die Stufen empor und klingelte. Die Rouleaux waren niedergelassen und an Stelle des Portiers öffnete ein Mädchen. Jessamy wollte sofort eintreten, aber das Mädchen hielt sie zurück:

„Was machen Sie denn, Sie können nicht herein.“

Jessamy lehnte sich an den Türpfosten, um sich zu stützen. Die Dienerin erkannte sie nicht, das war klar.

„Ich will Mrs. Mainwaring sprechen“, sagte sie.

„Das tut mir leid, es geht nicht, die gnädige Frau ist in grossem Kummer.“

„Kummer? Was für Kummer?“

„Miss Mainwaring ist plötzlich gestorben und die gnädige Frau empfängt daher niemand.“

Miss Mainwaring, ihres Vaters einzige Schwester, lebte in ihrem Hause mit ihnen und Jessamy hatte sie sehr geliebt, aber in diesem Augenblick empfand sie nicht einmal Schmerz darüber.

„Ich muss dennoch Lady Mainwaring sehen“, rief sie leidenschaftlich aus, „unbedingt — ich muss!“

„Sind Sie der gnädigen Frau bekannt?“

„Ja — ja — sehr gut.“

Das Mädchen hatte ein gutes Herz.

„Nun, kommen Sie in den Korridor“, sagte sie. „Ich weiss nicht, ob ich die gnädige Frau stören darf; aber wenn sie Sie kennt und wenn es etwas Wichtiges ist —“

„Das ist es, von dringender Wichtigkeit.“

Kommen Sie, und Ihren Namen?“

Jessamy mit einigem Zögern: „Sagen Sie — ein — ein — Mädchen — das sie sehr gut kennt.“

„Setzen Sie sich.“

„Das Mädchen verliess den Korridor und Jessamy lief die Treppen hinauf nach ihrem eignen Zimmer. Was auch das Mädchen abhalten konnte sie zu erkennen, dort würde das beseitigt sein. In ihrem eignen Zimmer war sie sicher. Ganz ausser Atem erreichte sie die Türe, sie, die laufen, tanzen und Tennisspielen konnte, stundenlang, ohne zu ermüden. Sie öffnete die Türe und trat ein. Es war eine bedrückende Stille im Raum — ein Schauern — ein fremder, unnennbarer Geruch — der Ort schien von allem anderen getrennt — von einer fremden Gegenwart erfüllt. Die Rouleaux waren niedergelassen, die Fenster oben geöffnet; der Wind wehte die Vorhänge hin und wieder mit einem sanften, schmeichelnden Laut. Das Bett war offen; ein weisses Laken darüber gebreitet, schneeiges, frostiges Weiss. Die Kälte des Raumes schien eher vom Bett her auszuströmen, nicht von der rauhen, nebeldichten Luft draussen. Weisse Lilien lagen auf der Decke, darunter starr geformte Konturen, steif, regungslos. Jessamy stand, die Hände auf das Herz gepresst, mit Mühe ihren fliegenden Atem beherrschend. Warum — warum — hat man die tote Miss Mainwaring hierher gelegt?“

Von einer Kraft ausser ihr getrieben, näherte sie sich dem Bett und zog die Decke zurück. Sie stand wie gelähmt, Schrecken dämmerte in ihren Augen auf, kalte Tropfen spielten an ihrer Stirn, denn sie starrte auf ihr eigenes lebloses Gesicht — weiss, still und lächelnd. Sie stand und starrte auf das, was sie selbst vorgestellt

hatte; was sie noch ihrer schmerzgebrochenen Mutter, ihrem trauernden Vater, ihrem verzweifelten Geliebten war.

Aber nein! War das wirklich Jessamy Mainwaring, deren Tage vorüber waren? Dann war sie nicht Jessamy, war es nie gewesen, sondern etwas, irgend Jemand, der weiter lebte, während ihr früherer Körper in Staub zerfiel.

Vielleicht war das das Reich des Todes — aber nein! Geister sind nicht für alle Menschen sichtbar, wie sie es war; auch war sie mit einem Körper begabt, einem Körper, der hinfällig und schwach war, schmerzende Glieder und ein Kopf, in dem es heftig klopfte. Ihr gegenüber stand ein Spiegel, und als sie den Blick von der Toten erhob, sah sie darin eine lebende Figur reflektiert.

Ein schlankes hageres Mädchen mit schäbigen Kleidern; ein kleiner Kopf mit starkem, lockigem, ungekämmtem schwarzem Haar, ein schmales, weisses, verhärmtes aber hübsches Gesicht, grosse rätselhafte graue Augen — Jess Arden! Mit plötzlich erwachendem Entsetzen erfasste Jessamy die ganze Wahrheit. Jess Arden — die wahre Jess war tot, was wir tot nennen. Sie hatte das harte kummervolle Leben, den zerbrechlichen, siechen Körper verlassen, und sie, Jessamy lebte, würde leben, während der Körper der einst ihr gehörte, sich allmählich auflöste. Sie verstand das in einem vernichtenden Blitzstrahl des Erkennens; noch einmal fielen ihre Augen auf das tote Antlitz, ein Schrecken erfasste sie über alle Worte, — über alles Begreifen hinaus — und ohne inne zu halten floh sie aus der Heimat ihrer glücklichen, erfolgreichen, liebebehüteten Jugend, wie sie dem dumpfigen niederen Zimmer und Liz Arden entflohen war.

Sie gelangte willenlos nach den Kensington Gardens und sass dort in einem dumpfen Traumzustand von Entsetzen gelähmt.

Sie war heimatlos — verlassener noch als es die wahre Jess je gewesen war. Sie war sich nun der Veränderung bewusst, die mit ihr vorgegangen war, sie hatte die Gesundheit, das Nervensystem, die Gehirnerinnerungen und die Fähigkeiten von Jess Arden, um damit zu arbeiten, ihre Gedanken und sich selbst der Welt zu äussern. Als der Hunger zunahm, sah sie sich zu weiterem Handeln angetrieben.

Was sollte sie tun? Die barmherzigen Schwestern, die sie kannte, anrufen? Was! Jess Ardens Vergangenheit für die ihre ausgeben? Ihr Stolz sträubte sich dagegen, und doch, wer würde ihre Geschichte glauben? Wenn sie dieselbe erzählte, würde man sie in ein Armenirrenhaus sperren. Ihr Hunger wurde immer unerträglicher. Sie erhob sich und verliess die Gärten und wanderte durch die Strassen bis Schwäche sie zwang sich einer reichgeklei-

deten Dame zu nähern und mit erglühendem Gesicht und tränenvollen Augen einen Appell an ihre Mildtätigkeit zu murmeln.

„Ich gebe Bettlern nie etwas,“ sagte die Dame kurz, und stieg in ihren Wagen. Das war auch ihr eigner Lieblingsbescheid gewesen, und er traf sie wie ein Peitschenhieb. Sie trat zurück und bettelte nicht wieder.

Sie stand draussen an einem der Läden der „Vereinigten Brodbäckereien“ und sah hungrig auf die Leute, die darin assen und tranken.

„Es ist so am Besten“, sagte sie für sich. „Bald werde ich verhungern und sterben und das wird besser sein, als dieses Leben, schlimmer kann es nicht werden.“

Als sie so nachdachte, hörte sie eine bekannte Stimme:

„Es ist zu schrecklich! So ein reizendes Mädchen — und so gescheit. Sir Charles Herz ist gebrochen; ganz irrsinnig vor Kummer.“

„Armer Mann! wie leid er mir tut.“

Es waren ihre Freundinnen; eine von ihnen blieb stehen und sah sie an:

„Wie elend das Mädchen aussieht. Sie bettelt nicht, das arme Ding! Ich will sie doch fragen, ob sie nichts zu essen haben will.“

„Ach, Alize, es ist schon so spät.“

„So? dann lass uns gehen.“

Sie gingen weiter und Jessamy brach in Tränen aus; nicht in dem Gedanken an ihren Geliebten; sie weinte, weil sie nichts zu essen bekam. Sie fühlte das und es bereitete ihr neue Qual.

Ihre Gedanken flogen zu Vasarhély — das musste sein Werk sein; wie, das konnte sie nicht sagen.

Er wollte sie erniedrigt sehen — gesunken, so tief wie Jess — eine Lügnerin — eine Schwindlerin. Aber er irrte sich — das würde sie niemals sein. Sie würde ausharren bis zum Tode; sie würde wohl bald sterben, aber ehrlich sterben.

Es wurde dunkel; sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte, und kauerte sich in einem Torweg nieder, hustend und vom Fieber geschüttelt schloss sie endlich die Augen. Kälte, Hunger und Gram hatten sie ganz schwindlig gemacht. Sie vergass Bitterkeit und Schmerzen.

Ein Licht fiel ihr in das Gesicht und Jemand schüttelte sie rauh an der Schulter:

„Hören Sie, junge Frau, stehen Sie auf — machen Sie, dass Sie weiter kommen. Sie können hier nicht schlafen.“

Es war ein Schutzmann.

„Wo kann ich denn schlafen? Ich tue Niemand etwas zu Leide.“

„Keine Unverschämtheiten hier! Gehen Sie!“

„Muss ich die ganze Nacht laufen?“

„Gehen Sie ins Arbeitshaus der Heilsarmee, Sie wissen, wo es ist, sollte ich meinen. Sputen Sie sich.“

Jessamy ging stumm weiter; aber sie war nur ein paar Schritte weiter gekommen, als ihre Ohren von einem schrillen Schrei begrüsst wurden und sich ein Paar Arme um sie schlangen. Es war Liz in ihrer zügellosen Art.

„Weshalb läufst Du so rum? Was fehlt Dir, liebe Jess? Den ganzen Tag nicht zu Hause gekommen. Ich habe reine den Kopf verloren vor Angst. Du bist kalt wie Eis. Komm mit rein, in zehn Minuten ist erst Schluss — komm!“

Jessamy fand sich in den widersprechendsten Empfindungen. Die Erinnerung in Jess Arden's Gehirn webte liebliche Bilder um die rauhe sündige Schwester, die sie in ihrer Art geliebt und gepflegt hatte. Das Bewusstsein von Jessamy Mainwaring schreckte zurück vor der groben, flatterhaften Persönlichkeit der Liz; aber sie war schwach — sie war hungrig und kalt, und liess sich willig in die hell-erleuchtete Halle ziehen, wo menschliche Seelen sich Vergessen erhandeln. Liz hielt ein Glas an ihre Lippen:

„Trinke“, sagte sie, „und dann wollen wir sehen, dass wir nach Hause kommen.“

Jessamy gehorchte. Das Getränk war feurig, sie musste husten, aber es lief glühend durch ihre erfrorenen Glieder und versetzte ihr wirbelndes Gehirn in eine dumpfe Erstarrung. Liz führte sie „heim“. Sie folgte wie im Traum. Nur dunkel empfand sie die stickige, dicke Luft in der kleinen Stube, fühlte sich halb gehoben auf ein unsauberes Bett, Liz zog ihr ihre nassen, durchweichten Stiefel herunter und wickelte sie in einen alten Schawl und legte sich dann neben ihr nieder, sie mit ihren Armen umfassend, um sie zu erwärmen; sie fühlte einen schwachen Schauder physischen Abstosses und wurde bewusstlos.

(Fortsetzung Kap. 3 folgt.)

Ivy Hooper.

Die Einwirkung des Alkohols auf die Entwickelung des Menschen.*)

Sehr geehrte Anwesende!

Wenn ich heute an Sie mit der Behauptung herantrete, dass der Alkohol auf die Entwickelung des Menschen schädigend einwirkt, so werden Sie mir antworten: „Wenn man ihn im Uebermass geniesst, mag es wohl sein, dass er schadet. Aber mit Massen? Unser Vater und Grossvater, der und jener haben all ihr Lebtag ihren Schoppen getrunken und sind nicht krank gewesen. Sie sind hochbetagt gestorben, nicht am Delirium sondern an Alterschwäche." Demnach hätten Sie also Recht mit der Entgegnung, dass ein massvoller Alkoholgenuss nicht schadet. Und doch habe ich gerade gegen diese Art Beweisführung Gewichtiges anzuführen.

Es kann ein Mensch ein sehr guter Soldat, ein guter Kaufmann, ein tüchtiger Handwerker oder Beamter sein, er kann seinen Beruf treulich erfüllen und doch ein im Wesen unfruchtbares Leben verbracht haben. Und warum das? Weil er sich selbst in seinem Zwecke nicht verstanden hat. Der Mensch kommt nicht als Soldat, nicht als Kaufmann, nicht als Beamter auf die Welt, sondern als Mensch. Er stirbt nicht als Soldat, als Kaufmann, als Beamter, sondern als Mensch. Sollte es dann nicht auch nötig sein, dass er als Mensch lebt? Um dies in seiner vollen Tragweite zu verstehen, müssen wir uns klar machen, was der Mensch ist, seinem Wesen nach, und wohin er strebt. Was ich Ihnen darüber heute sagen will, sind meine persönlichen Anschauungen, welche ich Ihnen nicht vortrage, dass Sie sie unbesehen annehmen sollen, sondern, dass Sie diese Ideen mit Ihren eigenen vergleichen und durch Nachdenken und Nachfühlen sich eine grössere Klarheit über diese vitalen Fragen verschaffen.

Also was ist der Mensch? Sie werden mir sogleich sagen, das sei sehr leicht zu beantworten. Der Mensch sei ein Wesen aus Fleisch und Blut, das durch die Eltern entsteht, im Laufe seines

---

*) Vortrag, gehalten in der Guttemplerloge „zur befreienden Tat" im Gross-Lichterfelder Gemeindehause am 9. Febr. 1904.



Lebens gewissen sozialen und moralischen Vernunftgesetzen unterworfen ist, für sein Glück zu sorgen hat, indem es sich ein bequemes Dasein verschafft, möglichst frei von materiellem Mangel, sich bemüht wiederum solchen Menschenwesen von Fleisch, Knochen und Blut das Leben zu geben und sich schliesslich auf die Bahre legt, um zu Staub und Asche zu zerfallen. Sein Geschäft ist auf seine Nachkommen vererbt, und solange es besteht und diese einen Genuss davon haben, werden sie an den Urheber ihres bequemen Daseins zurückdenken. Sie werden sich ausmalen, wie er ausgesehen hat, was er für Orden bekam, wie er ass und trank, auch setzt man ihm vielleicht ein Denkmal oder verehrt ihn in anderer Weise.

Diese Anschauung halte ich nun in keiner Weise für richtig. Zunächst ist der Mensch nicht das Wesen aus Fleisch und Blut, ebensowenig, wie der General einer Armee aus den Soldaten und Kanonen derselben besteht. Der Mensch ist nicht ein Körper, sondern er hat einen Körper, besitzt ihn wie man ein Vermögen, eine Waffe, ein Instrument besitzt. Er ist nicht das Produkt aus Vater und Mutter, sondern hat von diesen nur das Instrument zur Verfügung bekommen, mit dem er sich zu betätigen hat. Wenn nun der Mensch kein sichtbar stoffliches Wesen sein soll, so kann er nur ein unsichtbar unstoffliches sein. Und in der Tat ist er auch ein solches. Er ist ein unstoffliches Wesen, insofern es uns bisher nicht möglich war das Bewusstsein als solches als Funktion des Stoffes nachzuweisen, wohl aber umgekehrt, konnten wir den Stoff als eine Funktion des Bewusstseins nachweisen. Wie dies geschehen kann, muss ich hier übergehen. Ich kann Ihnen nur einen ganz kurzen Ueberblick über das Menschenwesen geben. Unstofflich ist von allen Lebenserscheinungen nur das Bewusstsein. Und als ein Bewusstsein haben wir zunächst das Menschenwesen zu charakterisieren. Ich will Ihnen das so klar machen: Sie verfallen in einen tiefen Schlaf. Das Gefühl des Körpers schwindet Ihnen, Sie fühlen sich wie ein unendlich kleines und doch unendlich unbeschränktes Wesen. Sie können sich etwas denken, und im Moment ist es da; Sie können sich wünschen da und dort zu sein und Sie sind da und dort. Diesen Zustand bezeichnen wir als einen inneren Bewusstseinszustand. Das, was in diesem Zustand nun die verschiedenen Veränderungen erzeugt, was etwas will oder nicht will, das ist der eigentliche Mensch, der Seher oder Erkenner, wie es die indische Philosophie benennt. Dieser Seher oder Mensch ist nicht an die Existenz eines Körpers von Fleisch und Knochen gebunden, wie unsere fortgeschrittene Experimentalmetaphysik nachgewiesen hat, sondern ist ein völlig selbständiges Wesen, ein Bewusstseinszentrum. Stellen Sie ihn sich vor als einen Lichtfunken.

Jeder Lichtfunken verbreitet einen Schein um sich, dieser Schein ist in unserem Betracht der menschliche Körper. Da nun, um bei diesem Bilde zu bleiben, erst das Licht da sein muss, ehe der Schein sichtbar ist in der umgebenden Luft oder Materie, so muss auch, ehe ein menschlicher Körper erscheinen kann, der Mensch, der Seher, der Erkenner da sein. Und in der Tat ist es so. Wir haben bereits genug Einblicke in das Geheimnis des Menschenlebens, um sagen zu können, der Mensch, ein Bewusstseinszentrum, ist vor der Geburt schon vorhanden als ein geistiger Zustand, der strebt, sich einen materiellen Körper aufzubauen. Für unsere fünf materiellen Sinnesfunktionen erscheint natürlich nur der materielle Körper sichtbar, da das Bewusstsein nicht durch das Auge, Ohr u. s. w. wahrnehmbar ist, sondern eben auch nur wieder durch einen gleichen Zustand, wiederum durch Bewusstsein. Daher erkennt der geistige Mensch allein den geistigen Menschen. Ein ungeistiges Wesen kann ein geistiges nicht erkennen.

Erkennen wir uns nun als geistige Menschen, welche einen materiellen Körper bewohnen, so ist der nächste Gedanke: Unser Wohnhaus muss geeignet für uns sein, erstens damit wir es darin überhaupt aushalten, und zweitens, damit wir mit ihm unseren Daseinszweck erfüllen. Dieser Zweck liegt nun für den geistigen Menschen nicht darin, Tausende von Mark auf einer Bank anzulegen, oder Orden zu sammeln oder sonst materiellen Gewinn zu suchen, sondern seine Erkenntnisfähigkeit weiter zu vertiefen, sein Bewusstsein zu erweitern, zu erheben in einen Zustand, der dem Bewusstsein als der höchste und glücklichste erscheint, als der Zustand grösster Ausdehnung, grösster Ruhe und grösster Kraft, kurz als ein Zustand, den wir auf religiösem Gebiete als den des Eingehens in Gott bezeichnen. Die Erfahrungen, welche wir, als mit einem menschlichen Körper behaftet, nun im irdischen, grobmateriellen Leben sammeln, haben keinen anderen Zweck, als uns diesem Ziele zuzuführen. Es ist für mich also nicht die Erfahrung ihrer materiellen Form nach von Wert, sondern lediglich die Erkenntnis, welche ich als geistiges höheres Bewusstsein daraus ziehe. Ich soll durch Leben und Leiden lernen meinem Bewusstsein, also mir selbst, den Zustand grösster gesetzmässiger Betätigung zu verschaffen in Harmonie mit der Entwickelung aller der Bewusstseinszentren, welche als geistige Menschenwesen mit mir zusammen leben. Das Grundgesetz dieser Entwickelung ist die Liebe. Hier müssen wir uns jedoch beschränken, um nicht vom Thema abzukommen.

Wir haben kurz zu wiederholen: Der Mensch ist ein Bewusstseinszentrum, ein geistiges Wesen, welches einen fleischlichen Körper bewohnt. Dieser geistige Mensch existiert vor der Geburt des sichtbaren Körpers, hat die Aufgabe diesen als ein Mittel zu geistigem

Fortschritt in der geeigneten Form zu erhalten, um durch möglichst weitgehende Erfahrungen sich der reinen Geistigkeit immer mehr zu nähern. Beim Tode legt der geistige Mensch seinen fleischlichen Körper ab und lebt in anderen Bewusstseinszuständen weiter etc. Auch dies ist durch die Experimentalmetaphysik zur Genüge bewiesen worden.

Haben wir nun ein Bild gewonnen von dem, was der eigentliche Mensch ist, und was wir uns unter seiner Entwicklung vorzustellen haben, so können wir jetzt der Frage näher treten, wie der Alkohol auf diesen höheren Menschen, seinen Körper und seine Entwickelung einwirkt.

Der menschliche Körper, so wie er sichtbar vor Ihnen steht, entstammt dem Tierreich und wird erst dann über das letztere hinaus erhoben und veredelt, wenn er von einem Menschen, jenem geistigen Bewusstsein, bewohnt wird. Wir wollen ihn zuerst in seinen Funktionen als Tierkörper betrachten und verfolgen, in welcher Weise der Alkohol auf diesen einwirkt. Alkohol (Aethylalkohol C_2H_5OH) ist ein Gift, welches in den gegohrenen und gebrannten Getränken als charakteristischer Bestandteil vorkommt. Unverdünnt wirkt er absolut tötlich und zerfrisst in kurzer Zeit die Zellsubstanz des Körpers. Verdünnt ist er in Bieren und Weinen von 4 %—16 % enthalten, in Kornbranntwein 50 %, in Cognac 60 %. Wirkt der unverdünnte Alkohol unmittelbar zersetzend, so der verdünnte in längerer Zeit.

Wir wollen nun den Gang, den der Alkohol durch den Körper nimmt, genauer verfolgen. Im Mund und in der Speiseröhre erzeugt der Alkohol zunächst ein brennendes Gefühl, dem Wärme folgt, welche sich bald über den ganzen Körper verbreitet. Doch nach kurzer Dauer finden wir die Körpertemperatur unter normal herabgesetzt, und nur der Kopf ist heiss.

Nun gehts in den Magen. Hier rötet der Alkohol zunächst als Reiz die Magenschleimhaut, die Adern erweitern sich, da ihre Muskeln erschlafft werden, es findet Blutandrang statt. Die Erschlaffung verhindert die gesunde Verdauung. Die Speise kommt schlecht verarbeitet nach dem Darm. Das Gefühl der Wärme ist nichts anderes als die Empfindung der Entzündung.

Im Darm finden wir die gleiche Erscheinung wie im Magen. Darmgeschwüre und Blutungen sind bei Trinkern nichts seltenes. Von hier aus gelangt der Alkohol in die Blutgefässe und nimmt seinen Lauf durch den ganzen Körper.

Wir können also jetzt bereits einen Darm- und Magenkatarrh konstatieren. Derselbe ist natürlich stärker oder schwächer, je nach dem Alkoholgenuss und der Lebenskraft des Körpers im Allgemeinen. Verschlimmert wird er noch durch die Quantität von Flüssigkeit,

in der der Alkohol enthalten ist. Eine Flüssigkeitsmenge von 2 bis 5 Liter ist selbst von einem guten Magen und Darm nicht ohne Schwächung zu verarbeiten.

Mit dem Pfortaderblut gelangt nun das alkoholgeschwängerte Blut nach der Leber. Hier ist ein noch ergiebigerer Boden für die verderbliche Wirkung des Alkohols. Unter seinem Einfluss fängt die Leber bald an zu entarten. In erster Linie beobachten wir auch hier die Entzündung, dann sondert sich Fett in grösseren Mengen ab, die Bindegewebe verhärten sich, die Leberzellen kommen in das Stadium des Schwindens, die Tätigkeit in diesem Organ beginnt zu stocken. Als sichtbares Zeichen dieser Stockung sehen wir den betreffenden Trinker an Gelbsucht erkranken. Die Galle tritt also nicht normal in den Darm, sondern ins Blut. Die Verdauung wird noch unvollkommener. Nach der Verfettung und Vergrösserung der Leber sehen wir die Schrumpfung eintreten, welche unter der Erscheinung der Bauchwassersucht den Tod zur Folge hat.

Die Lebertätigkeit scheidet einen Teil des Alkohols nach den Nieren zu aus. Schon eine Viertelstunde nach dem Alkohol-Genuss finden wir Alkohol im Urin, und noch nach 15 Stunden lässt er sich nachweisen. Auch in den Nieren wirkt der Alkohol verheerend. Wir haben da zunächst die Reizungen des Nierenepithels und die Entzündungen der Rinden- und Marksubstanz. Dann sehen wir auch hier Verfettungen mit folgendem Verfall. Auch hier tritt nach der Bildung einer Wassersucht vornehmlich in den Beinen der Tod ein.

Wir gelangen mit dem Alkohol weiterhin nach dem Herzen. Die falsch verstandene Erregung des Herzens durch Alkoholgenuss verleitet noch heute Arzte in Schwächezuständen Alkohol zu verordnen. Doch wird das Übel dadurch nur noch schlimmer. Da der Alkohol eine lähmende Wirkung anf die Nerven ausübt, wie wir weiterhin sehen werden, so erschlaffen die feinen Blutgefässe im Körper, leisten also dem Herzdruck keinen Widerstand. Das Herz wird frei, „wie die Hauptfeder eines Uhrwerks, aus dem man das Gegengewicht entfernt hat.“ Der Herzschlag erhöht sich, dass Herz arbeitet erregt, die Blutgefässe werden erweitert und wir haben statt grösserer Kraft eine vergeudete Herzmuskeltätigkeit. Das Blut wird mit grosser Kraft nach der Peripherie des Körpers getrieben, wo es schnell seine Wärme an die umgebende Luft abgiebt. Dadurch entsteht wiederum im Inneren des Körpers eine Herabsetzung der Temperatur, die das Missverhältnis der Spannungen im Körper noch vermehrt.

Auch das Herz hypertrophiert (vergrössert sich) bald nach Beginn eines regelmässigen Alkoholgenusses und entartet später völlig.

Eine ähnliche Zerstörung beobachten wir in der Lunge. Dort

wird unter starker Reizung der Alkohol zu Kohlensäure und Wasser verbrannt. Dabei beobachten wir Reizerscheinungen, welche wir als Katarrhe des Kehlkopfes, der Luftröhrenverzweigungen und der Luftsäckchen der Lungen bezeichnen. Eine starke Verschleimung tritt ein und bildet die Basis für eine folgende Lungenschwindsucht. Durch die Erschlaffung und infolge dessen Ausweitung der Luftsäckchen und ihre Zustörung wird die atmende Fläche verringert, der Gasaustausch der Lungen leidet, das Blut wird statt gekräftigt und gereinigt, vergiftet. Ich erinnere Sie an die Kurzatmigkeit und die blaue Gesichtsfarbe der Trinker. Beides verdanken sie dem Alkohol in der Lunge.

Nachdem wir uns so einen allgemeinen Begriff von den Alkohol-Wirkungen auf die groben Organe des Körpers verschafft haben, gehen wir zu den feineren über, und dies sind die Nerven.

Beim Alkoholgenuss haben wir zwei aufeinanderfolgende Stadien zu unterscheiden. Das erste ist das Erregungsstadium. Wir fühlen uns frischer als vorher. Dieses Stadium hat den Alkoholismus eigentlich verschuldet. Wenn der Mensch abgearbeitet ist, will er sich erfrischen, reizen. Ein Schluck alkoholhaltiges Getränk erzielt die gewünschte Erfrischung. Und um diesen kurzen Moment (dass es ein solcher ist, werden wir gleich sehen) zu geniessen, ruiniren wir uns den Körper dauernd!

Es folgt auf dieses Erregungsstadium ein Depressionsstadium von wesentlich längerer Dauer, in dem alle unsere geistigen und körperlichen Funktionen herabgesetzt sind. Wir können dies folgendermassen darstellen. Wir geben einer Versuchsperson eine bestimmte Menge Alkohol und veranlassen sie nach einer bestimmten Zeit eine bestimmte Bewegung auszuführen, z. B. eine Klaviertaste niederzudrücken. Kurze Zeit nach dem Genuss rufe ich „jetzt“, und es wird eine ganz kleine Zeit verstreichen, ehe die Person den Befehl ausführt. Diese Zeit nennt man die Reaktionszeit. Dieselbe ist kurz nach dem Alkoholgenuss etwas geringer als vor demselben, woraus wir sehen, dass das Nervensystem erregt ist. Nach einer Stunde aber ist sie wesentlich grösser. Die Person reagiert langsamer auf meinen Anruf.

Auch die sogenannte Assoziationszeit unterliegt bemerklichen Veränderungen. Unter dieser versteht man die Zeit, welche verstreicht, wenn eine Versuchsperson zu einen bestimmten Begriff einen verwandten angeben soll. Also auf „Pflanze“, „Rose“ und Aehnliches. Auch diese Zeit verlangsamt sich eine Zeit nach dem Alkoholgenusse.

Einen dritten Versuch kann man noch anstellen mit dem Addiren von Zahlen. Eine Person addirt in 5 Minuten eine gewisse Anzahl

Zahlen. Durch den Genuss von Alkohol wird diese Anzahl bedeutend vermindert.

Diese experimentellen Ergebnisse verändern sich nur wenig, wenn wir den Alkohol verdünnen oder ihn auf grössere Zwischenräume verteilen. Hier handelt es sich um eine einmalige Alkoholwirkung, welche sich nach einer bestimmten Zeit wieder verlor. Wenn wir aber nun durch tägliche Aufnahme einer gewissen Quantität unser Nervensystem täglich mehr herabsetzen, werden wir denn dann noch wertvolles leisten können?

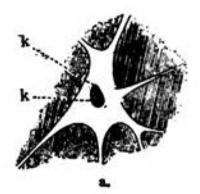
Nun wollen wir verfolgen, welche Veränderungen in der Struktur der Nerven diesen psychischen Störungen entsprechen. Schauen wir uns die Veränderungen in den peripheren Nervenfäden an, so sehen wir eine Degeneration im Gange. Die Gewebe sind brüchig geworden und haben angefangen sich zu zersetzen. Diese Zersetzung, welche als eine schwere Nervenkrankheit zu betrachten ist, tritt schon bei ganz leichtem, regelmässigem Alkoholgenuss ein. Sie ist, falls sie nicht zu weit vorgeschritten ist, heilbar, da man in diesen Nervenbahnen eine grosse Regenerationskraft beobachtet hat. Hört das Trinken dauernd auf, so kann sich die Nervensubstanz unter sonst günstigen Bedingungen wieder normal umbilden.

Auch die Nervenstränge des Rückenmarks leiden, doch können wir diese hier übergehen und uns den Veränderungen im Gehirn zuwenden.

Hierbei können wir nun mit Vorteil die Anschauungen verwerten, welche wir im Anfange des Vortrages berührten. Wenn der Mensch ein geistiges Wesen ist und einen tierischen Körper bewohnt, so müssen wir im Gehirn zweierlei Nervengruppen unterscheiden. Erstens solche, welche das tierische Bewusstsein des tierischen Körpers bilden, und andere, welche die Verbindung zwischen dem geistigen Menschen und dem materiellen Körper herstellen.

Die Nervengruppe, welche das tierische Bewusstsein bildet (unter tierisch muss man sich nichts Niederes vorstellen im Sinne von hündisch oder ähnlichen Begriffen, sondern von animalisch) ist in der Grosshirnrinde lokalisiert. Bei der mikroskopischen Untersuchung entdecken wir auf der ca. 2 mm dicken grauen Schicht, welche das im Innern weisse Gehirn überzieht, Millionen von Zellen, die wir Ganglienzellen und von Fasern, die wir Assoziationsfasern nennen. Nach unseren heutigen Kenntnissen ist ein Denken, Sehen, Hören, Riechen, Vorstellen, Erinnern ohne Ganglien unmöglich; ohne die Assoziationsfasern keine geschlossene Vorstellungsreihe möglich. Also wenn durch irgend ein Mittel diese Zellen zerstört werden, so wird das Denken und die Sinnestätigkeit beschränkt oder unter Umständen gänzlich vernichtet. Eine solche beschränkende Wirkung hat nun der Alkohol.

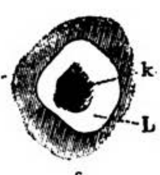
Ich habe Ihnen nach Prof. Zielen hier drei solcher Ganglienzellen aufgezeichnet, an denen Sie die zerstörende Wirkung des Alkohols deutlich sehen. Die erste Figur (a.) zeigt Ihnen eine gesunde Ganglienzelle. In der Mitte haben Sie die Zellsubstanz und den Zellkern. Die Ausläufer verbinden die Zelle mit anderen. Auf dem zweiten Bilde (b.) sind durch Trinken die Zellfortsätze bis auf zwei zu Grunde gegangen. Der Kern ist angeschwollen und die scharfe Begrenzung ist verschwunden. Um die Zelle hat sich eine Lücke gebildet, während vorher die Zelle bis an das umgebende Gewebe anstiess. Das dritte Bild (c.) zeigt uns die Zelle fast ganz zu Grunde gegangen. Die Ausläufer sind verschwunden. Der Kern nur undeutlich bemerkbar. Das Kernkörperchen ist ganz verschwunden. Die Lücke im Gewebe ist noch grösser geworden. In manchen Fällen verschwindet der Zellinhalt gänzlich und der leere Raum bleibt übrig.



a.



b.



c.

So vernichtet diese Degeneration nach und nach alle psychischen Fähigkeiten, die der Grosshirnrinde zukommen als Gedächtnis, Urteilskraft, Schlagfertigkeit, das Denken und die Sinnesfunktionen überhaupt. Die beste Bezeichnung für den eintretenden Zustand ist die als Stumpfsinn.

Doch vernichtet der Alkohol nicht nur die Grosshirnrinde, er erzeugt auch eitrige Absonderungen zwischen den Hirnhäuten, Zerfall der Bindehautgewebe und führt eine Verfettung der Hirnsubstanz herbei.

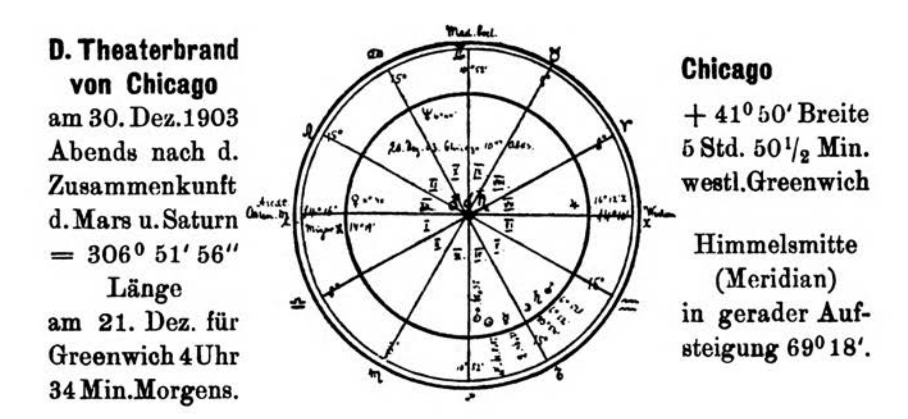
Und wie wirkt er nun auf das Organ, welches den geistigen Menschen mit seinem Körper verbindet? Ja, wo liegt dieses überhaupt. Ich will Ihnen dies kurz skizzieren. Hinter der Nase zwischen den Keilbeinhöhlen in dem sogenannten Türkensattel liegt eine Schleimdrüse, dessen Funktionen bisher unbekannt waren. Metaphysische Untersuchungen haben darauf hingedeutet, dass wir hier einen Körper vor uns haben, dessen Funktion die Verbindung des geistigen mit dem körperlichen Menschen ist. Diese Schleimdrüse steht in einem besonderen elektromagnetischen Verhältnis zu einer anderen Nervengruppe in der Mitte des Gehirns, zur sogenannten Zirbel, welche eine gleiche Funktion zu erfüllen hat. Die molekulare Bewegung in der Schleim-

drüse wird schon durch den starken Blutdruck, welcher durch den Alkohol erzeugt wird, verändert, dadurch ändert sich ihre chemische Zusammensetzung. Sie kann ihre Funktion nicht mehr erfüllen. Ebenso geht es der Zirbeldrüse. Beide degenerieren. Natürlich eignen sie sich nicht mehr ein Bindeglied zwischen dem eigentlichen geistigen Menschen und seinem Körper zu sein. Ersterer kann nicht mehr auf den Körper einwirken, letzterer ist sich selbst überlassen. Kann es da noch Wunder nehmen, wenn wir sehen wie die Trinker immer mehr vertieren? Wenn das Gewissen, denn als solches äussert sich der geistige Mensch im tierischen Bewusstsein, aufhört zu sprechen, dann fehlt eben für das Menschentier jede Regelung. Die tierischen Gelüste, welche unter der Leitung des geistigen Menschen einer hohen Veredelung fähig sind, äussern sich nur noch in brutalster Form. Und so kommt es, dass wir in den meisten starken Trinkern nicht beseelte Menschen vor uns haben, sondern nur Tierkörper, welche nur automatisch handeln.

Die Zerstörung der Zirbeldrüse hat aber noch eine andere Wirkung. Sie steht in einer engen Korrespondenz zu den geschlechtlichen Funktionen. Ihre Zerstörung erklärt uns also auch die sexuellen Excesse der Trinker und einen grossen Teil der daraus entspringenden Geisteskrankheiten. Dass die Zerstörung der Gehirnsubstanz natürlich an sich schon Geisteskrankheiten erzeugt, brauche ich nach der vorhergehenden Schilderung wohl kaum noch zu erwähnen.

So hätten wir denn einen kurzen Überblick über die Schädigungen, welche der Alkohol auf die Entwickelung des Menschen ausübt. Ich habe nichts verschlimmert, noch beschönigt, sondern mich befleissigt, möglichst objektiv einfache Tatsachen zu registrieren. Diese Tatsachen sind aber so schwerwiegender Natur, dass es für den Einsichtsvollen keinen Zweifel gibt, ob er sich unter die Einwirkung eines Giftes von solcher Tragweite stellen will oder nicht. Es gehört nach diesen Kenntnissen schon eine psychische Krankheit dazu, wenn man weitertrinkt.

Während dem Trinker, auch dem mässigen, ein Siechtum schrecklicher Art winkt, ein Siechtum des Körpers und der Verlust seines eigentlichen geistigen Wesens, so erhält der Abstinente seinen Körper gesund und die Verbindung mit seinem eigenen geistigen Wesen rege, weshalb er sich in seiner Entwickelung fördert. Er kommt dem Ziele, dem wir alle, ob wir wollen oder nicht, entgegengehen müssen, dem Urgrund, aus dem wir stammen, und den wir in der Religion als Gott und den Vater bezeichnen, immer näher. Dass sich dieses Näherkommen in der Offenbarung grösseren inneren und äusseren Glückes zeigt, brauche ich wohl nicht noch zu erwähnen, das fühlt jeder Abstinent selbst! *P. Z.*



Astrologie. — Der Theaterbrand zu Chicago am 30. Dezember 1903 Abends.

Wenn jemand das obige Welthoroskop der Zusammenkunft von Mars und Saturn vom 21. Dezember 1903 für Chicago vorher berechnet haben würde, so wäıe es nicht schwer gewesen, für die dortige Gegend ein grosses Unglück in Verbindung mit Theatern zu prognostiziren. Die Konjunktion der beiden üblen Planeten fand statt in 306° 51′ 56″ Länge, oder 6° 52′ Wassermann für Greenwich 4 Uhr 34 Min. Morgens, was für Chicago gleich dem 20. Dezember Abends 10 Uhr 43½ Min. war. Demnach fiel sie hier ins fünfte Haus, und dies Himmelssegment ist vornehmlich dasjenige der Vergnügungen, Kunst, Komfort, Luxus, Theater, Festlichkeiten, auch für Schulen, Kinder. Es kamen auch sehr viele Frauen und Kinder um! Der Mond war bei dieser Konstellation aber sehr schlecht verschärfend im Steinbock, ebenso Merkur (-Kinder); das Zeichen des Steinbocks ist nämlich nach astrologischen Regeln das Zeichen des Saturn und die Erhöhung (Verstärkung) des Mars. Die grosse Gefahr des Krieges zwischen Russland und Japan wurde ebenfalls kurz nach jener Zeit sehr drohend.

Wir haben aber auch eine vollständig beweisende Prognose für grosse Brände damals in Raphaels Almanach für 1904, der schon September 1903 in London käuflich war. Dort ist

gesagt aus dem Welthoroskop für das Wintersolstiz oder für das Winterverteljahr vom 23. Dezember 1903 bis in den März 1904: „Es wird ein höchst unglückliches Vierteljahr sein für Kinder, Schulen, und Vergnügungsörter, auch werden Brände und Unglücksfälle von fatalem Umfange stattfinden; mögen Diejenigen, welche Stätten der Vergnügungen (places of amusement) besuchen, auf der Hut sein vor einer Panik.

Nämlich bei obigem Horoskop vom 23. Dezember zu Greenwich Morgens 0 Stunden 21 Min. waren noch Mars und Saturn sehr nahe beieinander und für Greenwich ebenfalls im fünften Hause. Man weiss, dass gleich nach dem Chicagoer Brande eine grosse Aufregung auch in Europa bezüglich der Sicherheit der Theater entstand, was sich hier wieder aussprach — ein Zeugnis der Gestirne, dass die Grösse des Unglücks bis nach Europa ihre Wellen schlagen sollte.

Doch nicht genug damit, es brannte auch in Chicago in der Nacht vom 1.—2. Januar noch ein grosses Hôtel ab, was auf die Chicagoer Himmelsfigur vom 21. Dezember Bezug hatte. Aber ein Hauptunglück kam noch mit dem grossen Brande von Aalesund Ende Januar, wobei 10,000 Menschen obdachlos wurden und der den Befürchtungen der obigen Prognose wiederum über alles Erwarten entsprach.

Interessant war auch eine Prognose in Zadkiels Almanach für 1903, der also schon Oktober 1902 erschienen ist. Hier war gesagt aus dem Quartalshoroskop für das Herbstaequinox, Sonne in der Waage vom 24. September 1903: Zu Washington ist Venus im dritten Hause verletzt (durch eine Quadratur des Uranus d. Ref.) Kein günstiges Zeichen für amerikanische Eisenbahnen und die Administration der Post; eine Unruhe irgendwelcher Art wird offenbar werden (a scandal concerning the one or the other will be made public).

Ende November wurden zu Washington skandalöse Betrügereien bei der Post entdeckt, wodurch die Regierung um Millionen Dollars geschädigt ist.

Zur Belehrung mag noch eine andere auch richtige, doch nicht so vollkommen genaue Prognose angeführt werden. Aus der Konjunktion des Mars und Saturn war ebenfalls in Zadkiels Almanach für 1903 gesagt — die Konstellation fiel also am 21. Dezember 1903, um es noch einmal zu wiederholen, und die Prognose war somit $1^1/_2$ Jahre früher gemacht:

„Für Berlin sind beide Planeten nahe der Spitze des dritten Hauses. Da die Zusammenkunft in das Zeichen des Wassermanns fällt, so bedeutet sie nichts Gutes für Preussen und mag Unruhen und Blutvergiessen sehr bald in diesem Lande bringen."

Dies ist glücklicherweise bis jetzt (Februar) nicht „wörtlich" in unserem Lande eingetroffen, doch es stimmte mit dem Herero-Aufstande in Deutsch-Afrika, der zu Blutvergiessen und Verwüstungen, sowie zu einem förmlichen Kriege führte, und der unerwartet gleich nach dem Zeitpunkt der Zusammenkunft der beiden Malefici ausbrach.

Die Komplikation der Einflüsse mit anderen verhindert im Verein damit, dass uns nie alle in Betracht kommenden Elemente bekannt sind, das genaue Kombinieren, sonst würde man sehr vieles genau vorher wissen. Doch liegt es auch im Wesen der nur typisch andeutenden Konstellationen, dass uns oft das Kommende zugleich in gewissem Umfange verschleiert wird, obschon wir den Charakter der Ereignisse zu erkennen vermögen, wie man hier sieht — wer überhaupt sehen will. — —

Nach Niederschrift des Vorstehenden kommt noch eine weitere sehr grosse Brandkatastrophe hinzu:

Der Brand von Baltimore!
Schaden 200 Millionen Dollars.

Er begann am 7. Februar, genau am gleichen Tage, wie der Weltbrand des russisch-japanischen Krieges!

Entwerfen wir das Horoskop der Konjunktion von Mars und Saturn für Baltimore, so ereignete sie sich für diesen Ort am 20. Dezember 1903 Abends 11 Uhr 27 Minuten 32 Sekunden. Die Berechnung ist:

Mittag Sternzeit zu Baltimore =	17 h 52′ 25″
	+ 11 h 27′ 32″
+ Sternzeitdifferenz	1′ 53″
Meridian =	5 h 21′ 50″

in gerader Aufsteigung nach Graden sind dies 80° 27½′ oder in Länge 81° 14½′, was also Medium Coelum oder Himmelsmitte des Horoskops in der Ekliptik ist. Was hat dies Horoskop nun aber Bemerkenswertes gerade für Baltimore? Nun, wir finden im Meridian oder in der Himmelsmitte ganz genau den bösartigen Fixstern β Tauri im Horn des Sternbildes des Stieres. Die Länge dieses Fixsternes berechnet sich für den 1. Januar 1904 auf 81° 14½′, er war also genau in Konjunktion mit der obigen Himmelsmitte! Wie beweisen wir aber nun, dass dieser Fixstern so schlimmer Natur ist? Dies kann man aus den Horoskopen sehen, in welchen er sonst ähnlich stark postiert ist, aber schon den Alten war er überdies in Zusammenkünften mit Planeten etc. als gefährlich wohlbekannt.

Wir haben jedoch ein unmittelbar beweisendes Beispiel für die bösartige Bedeutung dieses Sternes, nämlich der Astrolog William Lilly sagte aus der Konjunktion des Sternes mit dem Ascendenten von London das grosse Unglück des Feuers



von London für 1665/66 fünfzehn Jahre früher voraus. Die Länge des Ascendenten von London ist 77° 54′ oder 17° 54′ Zwillinge und im 17. Jahrhundert näherte sich β Tauri durch Präzession diesem Punkte des Tierkreises, worauf Lilly sehr wahrscheinlich, wie A. J. Pearce in „The Science of the stars", S. 21 schreibt, geachtet haben muss, infolge der Ereignisse, die London und England damals heimsuchten. 1625 war die Pest zum ersten Male in London, es begannen die politischen Stürme und 1649, als der König enthauptet wurde und der Bürgerkrieg begann, war der Stern 17° 40′. Lilly wurde nachher vom Parlament ersucht, seine Prophezeiung zu erklären. Wie man weiss wurde damals in der Beschäftigung mit Astrologie seitens gelehrter Leute noch kein Makel gefunden. Francis Bacon konnte sich öffentlich auch als Astrolog giriren und nahm eine Abhandlung über Astrologie in seine grossen philosophischen Werke auf. Dagegen wagte er nicht, sich zur Verfasserschaft der unter dem Pseudonym William Shakes-peare und auch anonym teilweise herausgegebenen grössten Dramen der Welt zu bekennen! Er konnte nur andeuten, wie er in einem Briefe schrieb, dass er „das Gute der Menschheit ausser in seiner Philosophie auch in einem verachteten Gewande gefördert habe"*) — in dem eines Schauspielers. Doch dies nur nebenbei, denn es ist ein Unsinn zu glauben, dass jener ungebildete Schauspieler aus Stratford so viel von Astrologie verstand, wie sich allenthalben in diesen Stücken findet.

Also auch 1665 sahen wir einen furchtbaren Brand an jenen Stern geknüpft, wenngleich er nicht nur diese Wirkung zu haben braucht, sondern die Art wird stets von dem übrigen Horoskop abhängen, und es war hier das Horoskop der ohnehin im luftigen Zeichen des Wassermann zu Feuerbrünsten disponirenden Zusammenkunft des Mars und Saturn, wie die Prognose in Raphaels Kalender nunmehr den Lesern beweist.

Aber auch das obige Horoskop für Chicago vom 20. Dezember war wesentlich verschlimmert durch den Stern Mizar im grossen Bär, dessen Länge nur 9 Bogenminuten vom Ascendent in 14° 19′ Jungfrau für 1904 fiel. Auch dieser Stern gilt als bösartig, was somit als wiederum bestätigt gelten kann.

Berechnet man das Horoskop für Mars ☌ Saturn vom 21. Dezbr. für Tokio (Japan), wo die Konjunktion Nachmittag 1 Uhr 53 Min. stattfand, so fällt die Himmelsmitte dort 25° 36′ Steinbock, und Mond, Saturn und Mars sind im zehnten Hause gewesen, ein Zeichen schwerer Stürme für die Regierung. Aber

*) Ich verweise auf Edwin Bormanns geistvolle Schriften über Bacon — Shakespeare und einem demnächst in der N. M. R. erscheinenden Artikel zur Shakespeare-Bacon-Frage. P. Z.

der Ascendent desselben Horoskops war 11° 15′ im Stier, und hier nun finden wir die merkwürdige Erscheinung, dass just gerade in diesem Grade jetzt der Saturn des Mikado von Japan steht und die Sonne seines Tages der Geburt (die Zeit ist nicht bekannt) war im Gegenschein dazu im 11.—12. Grade Skorpion. Der Mikado ist am 3. November 1852 geboren. In der Fortschreitung ein Tag = ein Jahr ist Saturn, der im 15. Grade Stier war, bis in den 12. Grad zurückgegangen und seit Langem wohl schon in dem schärfsten Gegenschein zur Sonne der Geburt stehend, aber mangels der Geburtszeit kann man nicht sagen, in welches Lebensjahr diese üble Opposition fällt. So fatal diese Opposition auch ist, so könnte man aus ihr doch nicht z. B. schliessen, dass er diesen schlimmen Krieg verliert, denn auch der russische Kaiser hat einen gleichen Geburtsaspekt von Sonne und Saturn. Doch bemerkt man in den Konstellationen des Mikado einen guten Marslauf jetzt im Sextilschein Sonne und Trigonus Saturn, und die Sonne kommt in der sekundären Direktion in gute Uranus-Aspekte 1904—6, was auf Prosperität mit einem Bündnis deutet, während der Zar jetzt und anhaltend unter schlechteren Uranus-Einflüssen steht. Es geht jedoch hieraus auch noch nicht sicher hervor, dass Japan siegt.

Für den Astrologen ist aber der erwähnte Ascendent vom 21. Dezember für Tokio in Konjunktion des Saturn des Mikado sehr interessant, es war eine Konfiguration für Gefahr und von schwerster Sorge und sehr schlecht für Herrscher und das Volk! Und wiederum merkwürdig war, dass die diesjährige Konjunktion von Saturn und Sonne vom 1. Februar in den 12. Grad des Wassermann, also wiederum demnach in genauer Quadratur zu Sonne und Saturn des Mikado fiel! Nur der der Astrologie Kundige kann die ganze Schwere und grosse Seltenheit dieser Konstellationen ermessen, und gerade in einzig dastehender Weise wurde diese Konjunktion von Saturn und Sonne noch verschlechtert durch den gleichzeitig am 1. Februar darauf fallenden Vollmond! Nämlich nach diesem Vollmond erfolgte der entscheidende Entschluss und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Petersburg am 7. Februar!

Die Konjunktion des Mars und Jupiter am 25. Februar liegt wieder nahe eines fatalen Fixsternes β Pegasi und in der Quadratur des Uranus. Es ist sehr wahrscheinlich, dass England bald in diese Sache oder in einen anderen weltpolitischen Konflikt bös hineingezogen wird, denn diese Konstellation dürfte neuen grossen diplomatischen Hader anzeigen für März-April, sie ist weltpolitisch im allgemeinen sehr ominös, ebenso die Konjunktion von Mars und Sonne am Aldebaran (α Tauri) am 30. Mai.

A. Kniepf.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Oldenberg, H., die Literatur des alten Indien. Stuttg. 1903. (5.—)

Die vorliegenden Kapitel sind bereits in der Deutschen Rundschau (1899—1903) erschienen. Sie teilen sich in die vier Abschnitte: Die Poësie des Veda. — Die Upanishaden, die Literatur des Buddhismus. — Die beiden Epen (Mahabharata und Ramayana) und Manus-Gesetze. — Die Kunstdichtung. — Wir können uns keinen besseren Führer durch die verschlungenen Gedankengänge indischer Philosophie und Kunstdichtung wünschen als Prof. Oldenberg, dessen umfassendes Wissen und feines, wenn auch europäisches Denken den Riesenstoff in feste charakteristische Formen fasst. Leider ist das, was wir als die Blüte der Upanishaden betrachten, da es für uns den grössten psychologischen Wert hat, die Yogaphilosophie im Abschnitt 2 nur flüchtig gestreift. Dass sich doch unsere Orientalisten so schwer entschliessen können gerade diesen Punkt von der praktischen Seite aufzufassen. Immer wieder dieselbe Behauptung, die uns nach unseren Erfahrungen irrtümlich erscheint, der Zweck der Upanishadenlehren sei es, die Phantasie zu einer Selbstbeschäftigung zu bringen durch die Erzeugung des Schlafes oder die Welt im Zustand einer Bewusstlosigkeit, die einem Aufhören auch des Empfindens, nicht nur des Denkens gleich kommt, völlig aufzuheben. Dies trifft doch nur insofern zu, als es sich um die von unseren fünf Sinnen vermittelten Eindrücke handelt. Dass es Bewusstseinzustände höherer Natur gibt, welche man nur dann durchmachen kann, wenn der Körper mit seiner Sinnenwelt zum Schweigen gebracht ist, wollen unsere Gelehrten absolut nicht einsehen. Es ist dies ja aber auch nur dann zu verlangen, wenn sie jene Versuche machen, die den Yogi von der Wahrheit seiner inneren Zustände überzeugen. Davor schrecken aber Europäer immer wieder zurück, begnügen sich in jedem Betracht nur mit dem beschreibenden Denken, und verlieren darüber das reale Sein. Es werden lange Jahre noch vergehen, ehe wir da Bresche geschossen haben. Ich bin aber von unserem Erfolge heute schon überzeugt, heute noch mehr als je vorher, nachdem ich durch den Paramahamsa Agamya so handgreifliche Eindrücke von der Richtigkeit unserer Auffassung dieses Teiles der indischen Philosophie erhalten habe. —

Glänzend ist Oldenberg's Darstellung der indischen Kunstdichtung in obigem Werke, „diese poetische Kunst, die zwischen zart anmutigem Spiel, zwischen vornehmer Feinheit und dem Taumel entarteter Decadence hin und her schwankt, bald die Züge eines Hetärengesichts, bald eines klugen, müden Greisenantlitzes zu zeigen scheint, hier die Wahrheit und Natur in verschmitztem Versteckspiel überlistet, dort sie unter Blumenlasten verschüttet. Eine Kunst, über deren reichen Schätzen im Kleinen Überspannung der Form, im Grossen Formlosigkeit, nirgends das Mass waltet. Die Kunst eines aus der natürlichen Bahn seines Lebens herausgeratenen Volkes, des Verwandten von Griechen und von asiatischen Wilden, erliegend unter der Aufgabe, welche die Grausamkeit der Weltgeschichte ihm gestellt hat, Unvereinbares zu vereinen."

Maytriya, Ananda, on the culture of Mind. Colombo 1902. (1.—)

Schrader, Dr. O., kennt die Lehre Buddhas den Begriff der christl. Liebe? Berlin 1903. (—.25)

„Wer in der „positiven" Liebe des Christentums nichts sieht als ein Korrelat des Hasses, der wird dieselbe im Buddhismus allerdings nicht finden, denn die buddhistische Liebe tritt dem Hasse nicht entgegen wie eine Leidenschaft der anderen, sondern sie ist der ausgesprochene Gegensatz aller Leidenschaften. Wer hingegen die christliche Liebe recht versteht, der wird finden, dass sie dasselbe ist wie das „metta" (Pali, caritas im Gegensatz zu kama, amor) und das „Nicht-Hassen" der Buddhisten: eine Liebe ohne Leidenschaften."

Dahlke, Paul, Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. Berlin 1903. (2.50)

Das in Wesen und Ausstattung ausserordentlich anspruchslose Buch gehört zum Besten, was ich über den Buddhismus gelesen habe. Die ruhige, überzeugte und von guter Sachkenntnis getragene Darstellung wirkt so wohltuend auf den Leser, wie die Vernünftigkeit des Inhalts bestechend. Man benütze das Werkchen als Lektüre nach dem Lesen vom Evangelium Buddhas von Carus, wo es als ausführliche Erläuterung schätzenswerte Dienste leisten wird.

Dahlke, Dr. P., Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus. 2. Teil. Berlin 1903. (2.50)

Mit diesem Teil sind diese vorzüglichen Arbeiten Dahlkes über den Buddhismus zum Abschluss gekommen. Sie schliessen mit den Worten. „Wenn es überhaupt angängig ist, von einer Weltreligion zu reden, so ist es sicherlich der Buddhismus, der in Frage kommt. Denn eine Religion, die als Vertreterin reinen Wissens-Lichtes, ohne Beimengung von Glaubensschatten zu den Verstandestatsachen in keinem Widerspruch steht und doch ihre Angehörigen in höchster, naturgemässer Moral erhöht, das ist die wahre Weltreligion."

Busse, H. H., wie beurteile ich meine Handschrift? Allgem. verständl. Lehrbuch der Graphologie zur Förderung der Selbsterkenntnis und Menschenkenntnis. Mit 70 Handschriftenproben, 5 Tafeln und einem Graphometer. Berlin 1903. (1.—)

Die Lebensfähigkeit und Tiefe einer Wissenschaft zeigt sich am besten in der Manigfaltigkeit ihrer Darstellung. So zeigt der Okkultismus als Synthese von Wissenschatt, Kunst und Religion eine Bildsamkeit in der Darstellung, wie keine andere Wissenschaft. Ebenso ergeht es allen seinen untergeordneten Disziplinen, wie wir hier sehen, der Graphologie. Welch verschiedenartige Individualitäten treten uns in den graphologischen Lehrbüchern entgegen, jede gewinnt der Sache eine andere Seite ab. So auch Busse, der in diesem Büchlein an Vereinfachung recht Gutes geleistet hat. Fast möchte man sagen, dass er die graphologischen Diagnosen zu sehr erleichtert, da er sie auf die äussere Form der Schrift allein beschränkt. Doch soll das Buch ja für die grosse Menge bestimmt sein, also hat er darin wohl den rechten Weg beschritten. Die Feinheiten der graphologischen Kunst lernen diejenigen ja doch nicht, welche in der Wissenschaft nur ein Gesellschaftsspiel zur Befriedigung der Neugier sehen. Bei aller Hochachtung vor der Graphologie als exakten Wissenschaft, d. h. als einer Wissenschaft, die sich auf von jedem zu prüfende äussere Tatsachen stützt, möchte ich es doch lieber sehen, wenn man neben dieser Exaktheit die psychometrische Seite der grapholog. Studien mehr berücksichtigen wollte. Ich werde dies in einem der nächsten Hefte des Näheren auseinandersetzen.

Willemoes-Suhm, Helene von, Savonarola; Tragödie in 5 Akten. 2. A. Berlin 1902. (Aufführung 1903 im Deutschen Theater.) (3.—)

Savonarola's tragisches Geschick ist der Begeisterung eines Dichters schon wert. Und wir sehen mit Freuden, wie ein dem Thema im Empfinden kongenialer Geist es mit Glück versucht, jene gewaltige Gestalt künstlerisch vor uns erstehen zu lassen. Sein Leben und Wirken ist überreich an dramatischen Ereignissen, und die Verf. benutzt in Sonderheit diejenigen, welche Savonarola's Ende herbeiführen mussten mit Meisterschaft, um uns für ihren Helden zu begeistern. Savonarola hat eine grosse Mission zu erfüllen getrachtet; die Rückkehr der Kirche zur religiösen Einfachheit und Wahrheit; die Überwindung des weltlichen Strebens der Geistlichkeit sind die Angelpunkte seiner Predigt gewesen. Es kann nicht schaden, wenn heute Savonarola's düstere, fanatische Gestalt wie ein drohendes Gewitter vor uns ersteht. Wie lange wird es dauern, und auch unsere Zeit lässt einen Savonarola erstehen! Hat nicht das Wiederaufleben von manchen historischen Erinnerungen einen tieferen Sinn als den der blossen Zufälligkeit?

Griesebach, Ed., Weltliteratur-Katalog, Ergänzungsband. Berl. 1900. (3.50)

Seinem trefflichen „Weltliteratur-Katalog" und „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen" lässt Griesebach eine Ergänzung folgen, die manches bemerkenswerte bietet. Neben den guten Erwerbungeu zur orientalischen Literatur wollen wir die Abteilung Philosophie hervorheben, die Ergänzungen zur Schopenhauer-Literatur uud Werke aus Schopenhauers Bibliothek zusammenstellt, auch Schriften von Schopenhauers Mutter.

Büchersammler uud Literaturfreunde werden gern nach dem ganzen Katalog greifen, um an seiner Hand ihre Bibliothek auszubauen. Da Schopenhauer völlig auf dem Boden unserer Metaphysik steht, und Griesebachs Verzeichnisse

seine Literatur nahezu vollzählig enthalten, soweit sie wertvoll ist, so werden wir uns bei unseren Studien in den hübsch ausgestatteten Bänden stets guten Rat holen.

Whitman, Walt., Grashalme, in Auswahl aus dem Engl. übertragen und mit Einleitg. von Wilh. Schölermann. Leipzig (Diederichs) 1904. (3.—)

Wir haben unsere Leser in Band X, 4/5 mit einer der grossartigsten Dichtungen Whitmans bekannt gemacht. Heute können wir mit Freuden auf die vorliegende umfassendere Ausgabe seiner Grashalme verweisen. Man muss Whitman oft lesen, mit ganzer Hingabe, ehe man zu einem Verständnis dieser eigenartigen Individualität und seines Wollens gelangt, dann aber kann man sich ihm nicht wieder entziehen. Es geht eine fesselnde Stimmung reinen Menschentums von ihm aus, wie etwa von den Gesängen Homers oder den biblischen Psalmen. Deshalb wird er sich langsam aber sicher in die Seelen unserer Zeit hineindrängen und Vielen das sein können, was jene Lieder uns geworden sind: der Weg zur Religion. Wie das religiöse Element allenthalben danach strebt die Einheit der Menschheit und das All zu verwirklichen durch die Entwickelung des Individuums, so sagt auch Whitmann, dass es der ehrgeizige Wunsch seines Sanges sei, „an der Ausbildung einer grossen nationalen Gesamtheit mitzuhelfen, aber durch die Entwickelung von Myriaden voll ausgeprägter Individualitäten“.

Man darf seine Poesie nicht vergleichen oder gar messen wollen mit der Heimatpoesie Europas, die dem kleinen Kreise entstammt und für den kleinen Kreis kostbar ist. Seine Dichtung greift ihren Inhalt aus den unbegrenzten Vielheiten des modernen Lebens heraus und will eine Poesie sein für alle, welche in und mit diesen Vielheiten in beständiger Berührung stehen. Er will unserem modernen Leben, dem er volle Berechtigung zuerkennt, dem Leben mit den zahllosen Maschinen, dem geschäftlichen Treiben, den neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften einen Boden geben in der Liebe des Individuums. Das Wort, welchem man dafür bei ihm so oft begegnet, ist „Kameradschaft“. Einer stützt den andern, opfert sich dem andern, liebt den andern. Diese Bande gehen von Ding zu Ding, von Mensch zu Ding, von Ding zu Mensch, von Mensch zu Mensch. Und inmitten dieser Kette stehen wir selbst als Glieder, bewusst des Zusammenhanges mit allem, was die Offenbarung des Geistes im Stoff uns bietet.

„Alsbald stieg empor und verbreitete sich um mich her der Friede und das Wissen, das über alle Beweisgründe der Welt hinausgeht,
Und ich weiss, dass die Hand Gottes die Versicherung der meinigen ist,
Und ich weiss, dass der Geist Gottes der Bruder des meinigen ist,
Und dass alle Männer, die je geboren, auch meine Brüder sind, und alle Frauen meine Schwestern und Geliebten.“

„Ich habe gesagt, die Seele ist nicht mehr als der Leib,
Ich habe gesagt, der Körper ist nicht mehr als die Seele,
Und nichts, auch nicht Gott, ist grösser als man selber ist,
Und wer eine Wegstunde ohne Mitgefühl wandelt, der wandelt zu seinem eigenen Begräbnis, gehüllt in sein Leichentuch,

Aber ich oder du, ohne einen Pfennig in der Tasche, können das Köstlichste der Erde kaufen."

„Ich höre und sehe Gott in jedem Gegenstand, doch Gott begreife ich nicht im mindesten,
Noch begreife ich, wer noch merkwürdiger sein kann als ich selber.
Weshalb sollte ich Gott mehr zu sehen begehren als am heutigen Tage?
Ich sehe etwas von Gott in jeder Stunde von den vierundzwanzig, und wieder in jedem Augenblick,
In den Gesichtern der Männer und Frauen und in meinem eigenen Antlitz im Spiegel,
Ich finde Briefe von Gott, auf der Strasse fallen gelassen, und jeden Brief mit Gottes Namen gezeichnet,
Und ich lasse sie liegen, denn ich weiss, wohin ich gehe,
Werden immer und ewig andere pünktlich eintreffen." —

Schölermann's Vorrede stellt W. mit Recht zusammen mit Emerson und Thoreau und bezeichnet diese drei Männer als „die ersten vornehmen Müssiggänger einer fieberhaften Demokratie, die Vorläufer einer individualistisch-republikanischen Aristokratie — Männer ohne „Geschäft" im gewöhnlichen Sinne. Menschen mit der notwendigen Musse zum eigentlichen Leben und Geben." „In Emerson verkörpert sich die reine Hoffnung, in Thoreau der schlicht-ursprüngliche Naturglaube, in Whitman aber die Liebe." —

Noch einige Worte zu Schölermann's Ausgabe. Wer Whitman englisch gelesen hat, weiss welche Schwierigkeiten einer Verdeutschung entgegenstehen. Der Rhytmus W.'s geht in seiner Ursprünglichkeit vielfach ganz verloren, und wenn man auch versucht, wie Sch. es wiederholt getan hat, zum Ersatz die geschlossene Reimform anzuwenden, so befriedigt auch dieser Versuch nicht ganz. W. ist eben zu sehr Amerikaner, als dass er in anderen Sprachen „klingen" könnte. Er müsste laut gelesen werden, rhapsodisch, wie etwa die Barden ihre Gesänge vortrugen, doch von einem, der ihn ganz erfasst hat und mit ihm und durch ihn seinen eigenen Lebensinhalt geben kann. — Doch ungeachtet dieser fast unüberwindlichen Hindernisse den ganzen, echten W. zu geniessen, hat Sch. das Vorzüglichste geboten. Die Übertragung ist mit Verständnis und Liebe in den Whitman'schen Geist eingedrungen. Sch. hat auch eine glückliche Hand in der Auswahl bewiesen. Wir lernen unsern Dichter-Philosophen in vielseitiger Weise kennen, ohne ermüdet zu werden. Das schönste in der Sammlung ist die Auswahl aus dem wundervollen „Song of myself. —

Dass auch die Ausstattung des Buches eine wohltuende ist, brauche ich bei den Publikationen von Eugen Diederichs wohl nicht erst hervorzuheben.

An einer Stelle gibt Schölermann Anregung zur Vertonung der Whitmanschen Gesänge. Das gleiche Bedürfnis nach Musik habe auch ich gehabt, obwohl die Schwingungen der Worte Musik schon an sich sind. Ich möchte an dieser Stelle Komponisten die Anregung geben, ihr Empfinden an diesen Schöpfungen zu versuchen. Am ehesten dürfen wir wohl durch die Wa-Wan Press

befriedigende, dem amerikanischen Empfinden kongeniale Kompositionen Whitman'scher Lieder erwarten. Doch sollten auch deutsche Komponisten in einen schaffenden Wettstreit treten. Solche Texte können unsere musikalische Entwicklung weit fördern. Sie verlangen durchaus moderne Ausdrucksmittel; vielleicht erzwingen dann die Worte jene neue musikalische Form, die wir nach Wagner erwarten müssen, und die doch noch nicht kommen will. —

Seiling, M., Hofrat, Prof. a. D., das Professorentum, „der Stolz der Nation?“ Mit einem Anhang: Professorale Bocksprünge. Leipzig 1904. (1.50)

„Dass die Universitäten sich überlebt und mit wahrer Wissenschaft wenig zu tun haben, steht für jeden ausserhalb dieser Anstalten befindlichen Kenner fest.“ „Solange die Universitäten im Besitze des staatlichen Unterrichtsmonopoles bleiben, hätten übrigens Reformen, wie etwa verbesserte Lehrmethoden, keinen grossen Wert. Es kommt vielmehr darauf an, die „Freie Universität“ der Zukunft vorzubereiten. Was zu diesem Zwecke zu geschehen hätte, ist namentlich von Ernst Westland (Universität, Politik und Dummheit, Berlin, H. Zitelmann. 1.75 Mk.) eingehend bereits erörtert worden. Um aber die Notwendigkeit weitgehender Massregeln begreiflich machen zu können, muss vor allen Dingen das ganz und gar unberechtigte, hauptsächlich durch eine prunkhafte Maskerade bedingte Ansehen der Universitäten erschüttert werden.“ (S. 107, 108.) Diese Erschütterung versucht, wie vor ihm Dühring, Zöllner, Raoul Francé u. A., auch Seiling. Was für Ungeheuerlichkeiten die sieben Kapitel schildern, wollen wir nur andeuten; das Schriftchen ist wichtig genug, um von allen, die auch nur einiges Interesse am eignen Leibe haben, gelesen zu werden. Die Verhältnisse sind nach Seiling ungefähr folgende: Der Staat richtet eine Universität ein und verpflichtet seine Bürger, diese Einrichtung anzuerkennen als die Quelle aller Wissenschaft. In der Universität wird die traditionelle Wissenschaft von einer Hand in die andere gegeben, und wer sich damit begnügt, ist der beste Staatsbürger. Passiert es aber einem fürwitzigen Geiste sich ohne diese traditionelle Wissenschaft einen tieferen Blick in die Geheimnisse der Natur zu verschaffen, als es von den ausgetretenen Strassen der Schulwissenschaft möglich ist, so wird ein solcher Frechling mit dem Kot des Gelehrtendünkels beworfen. Stirbt er daran noch nicht, so wird er moralisch tot gemacht. Totgemacht muss er aber werden, denn er hat kein Recht, die Fundamente, auf denen die „Wissenschaft“ ruht, anzutasten. Die „Wissenschaft“, die bekanntlich das Ding ist, was der gute Staatsbürger als melkende Kuh zu betrachten hat, oder von der er als melkende Kuh betrachtet wird, je nachdem, hat überhaupt ausserhalb der Universitäten kein Leben. Sie wird bestimmt durch die Arbeiten der Professoren, die genau zu wissen vorgeben, dass Grundlage, wie Methode ihrer Forschungen richtig sein muss, denn der Staat gibt ihnen das Recht dies zu behaupten! Ausserhalb dieser Wissenschaft findet man nur Dummköpfe, Schwindler oder Unfähige. —

So grauenhaft diese Schilderung nun ist, so hat Seiling nicht soviel „Rücksicht“, sich mit diesem trüben Allgemeinbilde genügen zu lassen. Allgemeinheiten kann man totschweigen oder als Geschwätz brandmarken, er aber präzi-

siert seine Behauptungen durch eine grosse Reihe von Professorentaten mit voller Namensnennung. O diese Bosheit!

Wüsste man nicht, dass Seiling ein absolut zuverlässiger Zitator ist, man möchte mitunter glauben, er erfindet Schauermärchen zu Ungunsten des Professorentums, aber leider, leider ist das alles himmelschreiende Wahrheit und Tatsache!! Und all diese Vorgänge, die das sittliche Empfinden jedes normalen Menschen aufs tiefste empören müssen, erhalten staatliche Weihe! — Es ist Seiling ganz gewiss nicht darum zu tun, echte Wissenschaft und ehrliche Forscher zu schmähen; er erhebt seine Stimme aber gegen den wissenschaftlichen Dünkel, gegen den Nepotismus, gegen den Schwindel, der unter der Fahne der Wissenschaft getrieben wird und zumeist einen recht materiellen Hintergrund hat. Er sieht eben, wie jetzt Gott sei Dank schon eine grössere Anzahl ehrliche, vorurteilslose Menschen, dass in dem Gelehrtenstaate fast alles faul ist, und dass, wenn unsere Nation noch ferner den Namen der Denker führen will, eine Änderung von Grund auf nötig ist. Wenn dies zunächst auch erst die Erkenntnis des Übels ist, so steht doch zu erwarten, dass unter uns Männer aufstehen werden, die im Stande sind Abhilfe zu schaffen. Unser wissenschaftliches Leben muss eine ehrliche Basis bekommen, es muss sich frei machen vor allem vom Einfluss des jüdischen Materialismus, der an jeden geistigen Fortschritt das schwerste Bleigewicht anhängt. Zunächst aber ist es nötig, dass sich der Staatsbürger auf sich selbst besinnt und Widerspruch erhebt gegen die moderne Priesterkaste der „Gelehrten", insonderheit der Mediziner, die eine schlimmere Herrschaft auszuüben sich anschicken, als dies die Geistlichkeit je gewagt hat. Unter dem Deckmantel angeblicher Wissenschaftlichkeit raubt man uns das Recht eines eigenen Urteilsvermögens und das Recht auf unsern Körper. Die Geduld des deutschen Michels ist auch in diesem Punkte bewundernswert, wenn man sie nicht als verächtliche Schwäche bezeichnen will.

Herrn Hofrat Seiling möchte ich aber empfehlen seine Sammlung professoraler Bocksprünge fortzusetzen. Die jüngsten Kurpfuscherprozesse mit ihren Sachverständigengutachten dürfen einer zweiten Auflage nicht entgehen! Möchte sich die kleine Broschüre auswachsen zu einem Kompendium „wissenschaftlicher" Gewissenlosigkeit, so seltsam der Wunsch auch klingen mag! Unsere Zeit erhält in diesen und ähnlichen Werken ein Schandmal, dass späteren Generationen erzählt, in welch tiefer Degeneration wir gelebt haben. Gebe Gott, dass es auch zur Umkehr hilft.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).



Helene Petrowna Blavatsky's Werke.

Die Geheimlehre (The Secret Doctrine).

Die Vereinigung von Wissenschaft, Religion und Philosophie.

Nach der 3. Auflage verdeutscht von Dr. R. Froebe.

Band I: Kosmogenesis. geb. 27.— Mk. Band II: Anthropogenesis. geb. 30.— Mk.
Band III (nur englisch). geb. 16.— Mk. Index zu Band I und II (nur engl.) 6.—

Isis Unveiled.

A Master-Key to the Mysteries of Ancient and Modern Science and Theology.

Vol. I: Science. Vol. II: Theology. geb. 32.— Mk.

A modern Panarion.

A collection of fugitive fragments from the pen of H. P. B. on a large variety of topics connected with occultism, spiritualism, and contoversial subjects of interest to all Theosophists.

86 Articles. 504 Pages. geb. 5.— Mk.

Schlüssel zur Theosophie.

Erklärung d. Ethik, Wissenschaft u. Philosophie.

A. d. Engl. von Ed. Hermann 5.— Mk.
Dasselbe englisch . . . . . . 6.50 Mk.

Five Years of Theosophy.

Mystical, Philosophical, Theosophical, Historical and Scientific Essays selected from „The Theosophist".

2. and rev. Ed. 385 Pages.
43 Articles with Glossary.
geb. 6.— Mk.

Die Stimme der Stille.

Die Grundlage der indischen Mystik, bestehend in Auszügen aus dem Buch der goldenen Lehren.

Deutsch von Dr. med. Franz Hartmann.
3.— Mk. geb. 4.— Mk.

In den Höhlen und Dschungeln Hindostans.

Geb. 6.— Mk.

Henry Steel Olcott.

Old Diary Leaves.

The True Story of the Theosophical Society.

1874—1878. First Series: 491 pages with 15 full page illustrations. cloth. 7.— Mk.
1878—1883. Second Series: 476 pages with 9 full page illustrations. cloth. 7.— Mk.

Die Bhagavad Gita.

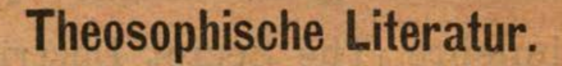
Deutsch von Dr. med. Franz Hartmann.

Mit Anmerkungen aus deutschen Mystikern. 1.50 Mk. geb. 2.— Mk.
In Versform. 1.50 Mk. geb. 2.50 Mk.

Grundriss der Geheimlehre von H. P. Blavatsky. Von Dr. med. Franz Hartmann. 3.— Mk.

Die Geheimlehre, nach H. P. Blavatsky's Secret Doctrine. Von L. Deinhard. 1.— Mk.

Über die Geheimlehre; Betrachtungen von O. H. 0.50 Mk.



Theosophische Literatur.

Anderson, J., Reinkarnation . . . . 4.—
Arnold, Edw., d. Leuchte Asiens (Reclam) —.80
Besant, A., die uralte Weisheit, Grundzüge der theosoph. Lehren . . . . 5.—
—, im Vorhofe 1.50
—, der Mensch und seine Körper . . 1.—
—, die Zukunft, die unser wartet . . 1.—
—, der Tod und was dann? . . . . 3.—
—, Reïnkarnation oder Wiederverkörperungslehre . . . . 3.—
—, die sieben Prinzipien od. Grundteile des Menschen. geb. . . . . . . 3.—
—, Geburt und Entwickelung der Seele 1.—
—, Karma 1.20
—, d. Denkvermögen. Seine Beherrschg., Entwickelung u. richtige Anwendung 3.—
—, d. Entwickelung d. Lebens u. d. Form 3.60
—, Geist und Welt. 7 Vorträge . . . 2.—
—, building of the Kosmos and other lectures 2.20
—, the Self and its sheaths 1.80
—, the Path of Discipleship. 1896 . 2.20
—, the three Paths to Union with God 1.20
—, Four great Religions: Hinduism, Zoroastrianism, Buddhism, Christianity 2.20
—, Dharma, or the meaning of Right and Wrong 1.80
—, the Story of the Great War; a condensed engl. prose version of the Mahabharata, the great epic of India 4.—
—, Avataras 2.20
—, Occultism, Semi-Occultism and Pseudo-Occultism . . . . 1.—
—, Emotion, Intellect and Spirituality 1.—
—, Individuality . . . . 1.—
—, Annie Besant, an Autobiography. Illustr. . . . . 5.—
—, Translation of the Bhagavad Gita 2.—
—, Theosophy and Imperialism . . . 1.—
—, ancient Ideals in modern life . . 2.20
—, some problems of life . . . . . 2.—

Collins, Mabel, Licht auf den Weg . 1.20
—, grüne Blätter . . . . —.60
—, das Lied vom der weissen Lotos . 1.80
—, Lust und Schmerz . . . . —.50
—, durch das goldne Tor 1.50
Hartmann, Franz, Dr. med., weisse und schwarze Magie . . . . 7.—
—, Mysterien, Symbole und geistig wirkende Kräfte . . . . 7.—
—, Abenteuer unter den Rosenkreuzern 2.50
—, Karma . . . . 4.—
—, denkwürdige Erinnerungen . . . 4.—
—, unter den Adepten. M. 3 Bildnissen 3.—
—, unter d. Gnomen i. Untersberg. geb. 7.—
—, Erkenntnislehre der Bhagavad Gita 3.—
—, Jehoshua, der Prophet v. Nazareth 4.—
—, Geheimlehre in der christl. Religion 4.—
—, Lebendig begraben; Untersuchg. üb. Natur und Ursachen des Scheintodes 2.—
—, Geheimschulen der Magie u. occulte Uebungen . . . . 1.—
—, die Mystik in Goethes Faust . . 3.—
—, Th. Paracelsus als Mystiker . . . 2.—
—, Th. Paracelsus, s. Leben u. s. Lehren 3.—
—, Th. Paracelsus' Medizin . . . . 3.—
—, populäre Vorträge über d. Geheimwissenschaft. Bd. I 1.80, Bd. II 2.—, zus. 3.80
—, der Yoga-Schlaf (Samadhi) . . . —.50
—, die Symbole der Bibel . . . . . 2.—
—, Reïnkarnation . . . . —.60
Jasper, Niemand, Briefe, die mir geholfen haben . . . . 2.—
Judge, W. Q., das Meer der Theosophie 3.—
Leadbeater, C. W., Die Devachan-Ebene 1.20
—, Träume, theosoph. Studie . . . . 1.—
—, die Astralebene, ihre Szenerie, ihre Bewohner und ihre Phaenomene . . 1.40
—, unsichtbare Helfer . . . . . . 1.—
—, Man visible and invisible, examples of different types of men as seen by means of trained clairvoyance. With frontispiece, 3 diagrams and 22 coloured illustrations, 141 pages. cloth 12.—

Leo N. Tolstoi.

Sozial-ethische und theologische Schriften.

1879 Meine Beichte . . . . . 1.50 Mk.
1884 Mein Glaube . . . . . . 2.50 „
1884/85 Was sollen wir denn tun? 2 Bde. . . . . 5.— „
1889 Das Leben . . . . 2.— „
1893 Das Reich Gottes ist in Euch! 2 Bde. . . . . 5.— Mk.
1880/82 Kritik der dogmatischen Theologie. 2 Bde. . . . 7.— „
1883 Die vier Evangelien. (In Vorbereitung).

Eugen Heinrich Schmitt, Leo N. Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. 5.— Mk.

Maurice Maeterlinck.

Philosophische Werke, verdeutscht von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Band I: Der Schatz der Armen. 2. Aufl. . . . . . . 4.— Mk.
Band II: Weisheit und Schicksal. 3. Aufl. . . . . . . 4.50 „
Band III: Das Leben der Bienen. 2. Aufl. . . . . . . 4.50 Mk.
Band IV: Der begrabene Tempel. 4.50 „
Band V: Der doppelte Garten. 4.50 Mk.

Giordano Bruno.

Gesammelte Werke, herausgegeben und übersetzt von Ludwig Kuhlenbeck.

Band I: Das Aschermittwochsmahl . . . . 4.— Mk.
Band II: Die Vertreibung der triumphierenden Bestie. 7.— „

Meister Eckehart.

Schriften und Predigten.

Aus dem Mittelhochdeutschen von H. Büttner.

Band I. 4.— Mk.

Eugen Heinrich Schmitt.

Die Gnosis.

Grundlagen d. Weltanschauung einer edleren Kultur.

Bd. I: Die Gnosis des Altertums. 12.— Mk.

Ralph Waldo Emerson.

Gesammelte Werke.

Jeder Band 3.— Mk.

Band I: Essays I. Reihe. — Band II: Vertreter der Menschheit.
Bd. III: Gesellschaft und Einsamkeit. — Bd. IV: Lebensführung. — Bd. V: Essays II. Reihe.